

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Deutsche Internierten-Zeitung**

**Bern, 1916**

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 15. Februar 1919. Heft Nr. 108.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160**

# Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 108

Herausgegeben in Bern mit Genehmigung  
des schweizerischen Armeearztes von der  
Deutschen

Kriegsgefangenen-Sürsorge  
Bern, 15. Februar 1919 / Preis 80 Rp.

Nachdruck aus der „Deutschen Internierten-Zeitung“ gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

## INHALT

Zur Einführung in den Sozialismus.  
Graubünden.  
Staat und Völkergemeinschaft.  
Ueber das Tempera-Malen.  
Der Tod als Freund (Gedicht).

### Kunst.

Die Erzählung von dem Wappen meiner  
Familie.  
Schicksal (Gedicht).  
Das monumentale Wandbild.  
Nachdenklicher Besuch im Kino.  
Der Holzfäller.

### Von den Internierten.

Luzern. / Basel. / Gersau. / Brunnen. /  
Luzern.

### Beilagen.

Mitteilungen No. 67 der deutschen Ge-  
sandtschaft Abt. G. (Nur für Inter-  
nierte).



## An unsere Bezieher!

Die Schriftleitung teilt mit, dass mit dem Ablauf des durch diese Nummer begonnenen Monats die Deutsche Internierten-Zeitung ihr Erscheinen einstellen wird. Veranlasst durch die, infolge der Rapatriierung der aus englischer Gefangenschaft Internierten, notwendig gewordene Auflösung der Deutschen Internierten-Druckerei haben wir diesen Entschluß auch in der Erwartung gefaßt, daß schließlich einmal, in nicht allzu ferner Zeit, auch die übrigen Internierten in die Heimat zurückgeführt werden. ☞ ☞ Die Schriftleitung.

# Mitteilungen Nr. 67

der

## Deutschen Gesandtschaft Abt. G, in Bern.

Beilage zu Heft 108 der „Deutschen Internierten-Zeitung“ vom 15. Februar 1919.



### 322. Anrechnung des Militäreinkommens auf das Zivildiensteinkommen.

Kr. S. 5. No. 1258/12. Kriegsministerium. No. 944/1. 19. B 4 a.

Zur Behebung von Zweifel wird wiederholt — vgl. Erlass vom 27. Dezember 1918 (A. V. Bl. S. 655) Abschnitt IX. —

„Für zurückbehaltene Reichs-, Staats-, oder Gemeinde- (Zivil) Beamte, die zu den landsturmpflichtigen oder nicht mehr wehrpflichtigen Personen gehören, wird ausser den obigen Gebühnissen der über den anrechnungsfähigen Teil des Militäreinkommens hinausgehende Betrag, oder soweit eine Anrechnung nach Anlage I der Kriegs-Besoldungsvorschrift nicht stattfinden darf, der volle Betrag des Zivildiensteinkommens auf Mittel der Heeresverwaltung übernommen. Als anrechnungsfähig gelten, soweit der Beamte die Besoldung eines Offiziers der oberen Beamten der Heeresverwaltung erhält, der volle Betrag des Gehaltes und des Wohnungsgeldzuschusses — Staatsministerialbeschluss vom 7. Juli 1915 (A. V. Bl. A 285) und vom 28. Dezember 1915 (A. V. Bl. 1916 S. 33). — Der Mehrbetrag, oder soweit überhaupt nichts angerechnet werden darf, der volle Betrag des Zivildiensteinkommens, wird von der Zivilbehörde bei der militärischen Dienststelle (Truppenteil usw.) angefordert und von dieser erstattet.

Für zurückbehaltene Reichs-, Staats- und Gemeinde- (Zivil) Beamte, sowie pensionierte und auf Wartegeld stehende Zivilbeamte, die zu den Personen des Beurlaubtenstandes gehören und die Besoldung eines Offiziers oder oberen Beamten der Heeresverwaltung beziehen, ist die Höhe des Militäreinkommens nach wie vor der zuständigen Zivilbehörde mitzuteilen“ und

darauf hingewiesen, dass bei den Reichs-, Staats-, Gemeindebeamten, die als Offiziere oder obere Beamte der Militärverwaltung mit Friedensgebühnissen weiter im Militärdienst beschäftigt werden, die militärischen Friedensgebühnisse (Gehalt und Wohnungsgeldzuschuss) im Sinne des § 66 des Reichsmilitärgesetzes und der dazu ergangenen Ausführungsbestimmungen mit dem vollen Betrage auf das Zivildiensteinkommen anzurechnen sind. Dagegen bleiben etwaige sonstige Entschädigungen (Tagegelder, Zulagen, usw.) ausser Betracht.

Der Kriegsminister:

Im Auftrage: gez. v. O v e n.

Der Unterstaatssekretär:  
gez. G ö h r e.

### 323. Entlassungen nach Elsass-Lothringen und Rheinland.

Kriegsministerium. No. 6749/1. 19. AM.

Demobilgemachte Elsass-Lothringer sind künftig nach den Sammellagern Rastatt und Darmstadt, deutsche Militärpersonen, deren Entlassung nach den von den Franzosen besetzten rheinischen Gebieten zulässig ist, nur nach dem Sammellager Darmstadt zu senden.

Der Kriegsminister:

Im Auftrage: gez. Frhr. v. Gall.

Der Unterstaatssekretär:  
gez. G ö h r e.

# Mitteilungen Nr. 67

Deutscher Gesamtverband AdF G. in Bern

Hofstrasse 100, Bern, Schweiz

## 22. Mitteilung des Nationalkomitees auf der Zivilistenversammlung

Die Zivilistenversammlung vom 27. Dezember 1918 in Bern

Die Zivilistenversammlung vom 27. Dezember 1918 in Bern hat sich mit der Tagesordnung beschäftigt. Die Beschlüsse sind im Anhang dieser Mitteilung veröffentlicht. Die Beschlüsse sind in drei Teilen gegliedert. Der erste Teil enthält die Beschlüsse über die Tagesordnung. Der zweite Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen. Der dritte Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen für die verschiedenen Aufgaben.

Die Beschlüsse sind im Anhang dieser Mitteilung veröffentlicht. Die Beschlüsse sind in drei Teilen gegliedert. Der erste Teil enthält die Beschlüsse über die Tagesordnung. Der zweite Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen. Der dritte Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen für die verschiedenen Aufgaben.

Der Vorsitzende  
H. J. J.

Im Auftrag  
H. J. J.

## 23. Mitteilungen der Basler Lehnigen und Lehensleute

Die Basler Lehnigen und Lehensleute haben sich am 27. Dezember 1918 in Bern versammelt. Die Beschlüsse sind im Anhang dieser Mitteilung veröffentlicht. Die Beschlüsse sind in drei Teilen gegliedert. Der erste Teil enthält die Beschlüsse über die Tagesordnung. Der zweite Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen. Der dritte Teil enthält die Beschlüsse über die Wahl der Kommissionen für die verschiedenen Aufgaben.

## Rg. / ZUR EINFÜHRUNG IN DEN SOZIALISMUS.

Die letzten Monate haben durchaus im Zeichen des Sozialismus gestanden und mancher, auch wenn er sich politisch nicht zur Sozialdemokratie bekannt, wird das Bedürfnis empfunden haben, sich über die Ziele der Partei zu unterrichten. Wörter wie „Mehrwert“, „Verelendungstheorie“, „industrielle Reservearmee“, „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ sind für die Mehrzahl nur Schlagwörter unter denen sie sich nichts Rechtes oder Richtiges vorzustellen vermag. Zur gerechten Wertung und Kritik ist es aber durchaus nötig, sich sowohl über die Hauptsätze der sozialistischen Dogmen, wie auch über die Entstehung und Fortbildung des sozialistischen Gedankens zu orientieren.

Es ist nicht einfach sich durch die Fülle von Literatur über den Sozialismus hindurchzufinden, deshalb wollen diese Zeilen ein Wegweiser sein.

Das Hauptwerk des modernen Sozialismus ist das „Kapital“ von Karl Marx. Eine vortreffliche Ausgabe des dreibändigen Werkes hat Karl Kautsky besorgt, von der aber bisher nur der

erste Band, der den Produktionsprozess des Kapitals darstellt, vorliegt. (Dietz Stuttgart 1914). Für den Laien ist es sehr schwer, mit vollem Verständnis das „Kapital“ zu lesen, da

Marx sowohl die sichere Beherrschung der nationalökonomischen Theorie als auch eine intime Vertrautheit mit der He-

Standpunkt vertretenden Bücher, das mit warmem Herzen und strenger Gerechtigkeit geschrieben ist, hat den Tübinger Nationalökonom R. Wilbrandt zum Verfasser (Wilbrandt, Karl Marx, Leipzig 1918, Aus Natur und Geisteswelt Bd. 621). Dort findet sich auch ein kurzer Führer durch die Marx-Literatur.

Von Marx und seinem Freunde Engels gemeinsam verfasst ist das „Kommunistische Manifest“, das kurz vor der Revolution 1848 erschienen ist und für die Forderungen der Sozialdemokratie noch heute seine Bedeutung hat. Grundlegend für die Ziele der Partei ist aber das „Erfurter Programm“ von 1891, dessen beste Erläuterungen von Kautsky, dem unstreitig bedeutendsten Theoretiker des Sozialismus, in seinem Buche: „Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Teil erläutert“ (II. Aufl. Dietz, Stuttgart, 1912). Von Kautsky ist ferner zu nennen, die heute besonders zeitgemässe Darstellung der „Sozialen Revolution“ (3. Aufl. Buchhandlung Vorwärts Berlin



Weimar, der Sitz der Nationalversammlung. / Das bisherige Hoftheater, worin die am 19. Januar gewählte Nationalversammlung tagt, wurde am Platze des alten Goetheaters nach dem Plan von Prof. Littmann erbaut und 1908 eingeweiht. es bietet Raum für etwa 1050 Personen. / Vor dem Haupteingang das bekannte Doppelstandbild Goethes und Schillers von Rietschel.

gelsen Philosophie voraussetzt. Ehe man daher an Marx selbst herangeht, sollte man die Einführung von Kautsky, „Marx'ökonomische Lehren“ lesen (Dietz, Stuttgart, 1912, 14. Aufl.). Die Literatur über Marx und sein Werk füllt allein mehrere Bibliotheken, eins der besten, den bürgerlichen

1912), Aufmerksam zu machen wäre auf die Kritik an den Ausführungen Kautskys, wie an der marxistischen Theorie überhaupt, von Franz Oppenheimer, der „Die soziale Frage und den Sozialismus“ (G. Fischer, Jena 1912) vom Standpunkt des Bodenreformers behandelt.

Reich an fruchtbaren Ideen ist auch der „utopistische“ Sozialismus, wie die Zeit vor Karl Marx im Gegensatz zu dem von ihm begründeten „wissenschaftlichen“ Sozialismus, genannt wird. Einen Ueberblick über diese Idee gibt uns das Buch von Muckle, „Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert“ (2. Aufl. Leipzig 1917, Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 269/270). Hier finden sich zahlreiche Hinweise auf die Werke eines Owen, Saint-Simon, Proudhon, Fourier usw. Dass aber die sozialistische Theorie noch viel weiter zurückreicht, zeigt uns G. Maier in seinem Büchlein „Soziale Bewegungen und Theorien“ (ebenda Bd. 2 5. Aufl. Leipzig 1918). Der Verfasser macht uns hier mit den sozialen Gedanken Platos bekannt, charakterisiert dessen staatswissenschaftliche Hauptwerke „Staat“ und „Gesetze“, schildert soziale Bewegungen im alten Rom und im deutschen Mittelalter und behandelt die berühmten Utopien, die „Utopia“ des Thomas Morus, den „Sonnenstaat“ des Campanella usw. Dort finden sich auch vorzügliche Literaturhinweise, die ein Studium der besonders interessierenden Abschnitte erleichtern.

Die „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ hat Franz Mehring, der Nestor der sozialistischen Wissenschaft, geschrieben (3. Aufl. 4 Bände, Dietz, Stuttgart 1906). Der Verfasser ist 1918 auch mit einer anschaulichen Marx-Biographie hervorgetreten (Leipziger Buchdruckerei 1918). Das Leben und Wirken Lassalles schildert Hermann Onken mit ruhiger Objektivität (2. Aufl. Fromman, Stuttgart 1911). Wer sich in angenehmster Weise ein Bild von diesem Manne machen will, lese den Roman von Schirokaner: Ferdinand Lassalle.

Von anderen bedeutenden Werken, die uns mit der sozialen Frage bekannt machen, sind zu erwähnen: „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“ (6. Aufl. G. Fischer, Jena 1908). Dieses Buch zeichnet sich besonders durch die elegante Darstellung aus, die dem Verfasser eigen ist. Der Freiburger Nationalökonom Karl Diehl gibt eine Fülle von Stoff in seinen bei Fischer in Jena erschienenen Vorlesungen über „Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus“ (2. Aufl. Jena 1911). Eine besonders ausführliche Darstellung, die reiches Zahlenmaterial enthält, bringt Herkner in seinem Werke „Die Arbeiterfrage“ (6. Aufl. Guttentag Berlin 1916).

Mit dieser Aufzählung ist die Zahl der einführenden Werke auch nicht im Entferntesten erschöpft. Wer aber einige dieser Werke kennt, hat an ihnen einen sicheren Führer durch die sozialistische Gedankenwelt. Sie geben aber auch dem Wege und Winke, der tiefer in die sozialen Probleme eindringen will. Eine allgemeine Kenntnis sollte sich aber jeder aneignen, dem es ernst ist mit den brennenden Fragen, die uns alle berühren. Nur aus einer intimen Kenntnis der sozialen Frage heraus ist es möglich, segensreich mitzuarbeiten an dem Neuaufbau des sozialen Lebens unseres Volkes.

## Fr. Liehr / GRAUBÜNDEN / II. Bündner Oberland.

Weit weniger bekannt, als die in der ganzen zivilisierten Welt genannten Namen St. Moritz, Davos, Arosa, ist das Gebiet, das sich von Reichenau, dem Zusammenfluss des Vorder- und Hinterheins, ersteren umschliessend nach Westen aufwärts zieht und die Bezeichnung Bündner Oberland trägt.

Wohl spricht man von den Quellen des Rheins, die droben im Gotthard-Massiv zu suchen sind.

Wer aber hat das Bächlein gesehen, wie es aus dem von Firnfeldern und gewaltigen Felsmassen des Six Madun umschlossenen Tomasee seinen Weg in die Lande nimmt.

Wenige sind's.

Von der grossen Verkehrsader, der Oberalpstrasse, die sich in 12 langen Kehren zum Pass gleichen Namens hinaufzieht und das Tal des Rheins mit dem der Reuss verbindet, führt nur ein steiniger, mühsamer Pfad hinauf.

Ist's Frühling, zwar nicht der Jahreszeit wohl aber der Vegetation nach zu beurteilen, denn hier oben in 2300 m Höhe hält er spät seinen Einzug, so ist die Wiege des jungen Rheins geschmückt mit den leuchtendsten Farben, die die Alpenflora aufweist. Ueberall wo nur ein Würzelchen Halt finden kann zwischen den Trümmern grünt und blüht es. Anemone, Crocus, Steinbrech und blauer Enzian überbieten sich in der Schönheit der Formen, in der Reinheit der Farben, und in den Wassern des weltentlegenen Alpensees spiegelt sich tiefblauer, südlicher Himmel.

Weit in die Ferne schweift der Blick von der hohen Warte und begleitet das Bächlein, das kaum das Licht des Tages erschaut hat, schon schnellfüssig seiner Wiege entflieht, über steile Felstreppen hinabhüpft, rechts und links tausend Rinnsalen die Hand reicht und immer weiter talwärts strebend in munteren Sprüngen das freundliche Tavetsch durchheilt. Gewaltige Felsrippen suchen ihm den Weg zu verlegen und zwingen seinen Lauf in andere Richtung. Von Sonne

und Schnee gebräunte Bauernhäuser, die sich malerisch gruppiert im Halbkreis um ein kleines Kirchlein scharen, bilden die erste Niederlassung, das 1650 m hoch liegende Chiamut.

Immer neue Bäche strömen ihm zu. Auf einem Felsen erhebt sich graues Gemäuer, Ueberreste des Stammsitzes derer von Pontaningen, die schon im 13. Jahrhundert hier ansässig waren und das einzige Adelsgeschlecht im Tavetsch bildeten. Tiefer und tiefer wühlt sich der wilde Geselle sein Bett in den Fels. Die sich öffnenden Täler Val Strim und Val Nolps führen wildschäumendes Gletscherwasser, während freundliche Dörfchen und zahlreiche von grünen Matten umgebene Höfe der Höhe herabgrünsen. Dunkler Tannenwald zieht sich bis zu seinen Ufern hinunter und geheimnisvoll dringt sein Brausen aus der Tiefe und vermischt sich mit dem Rauschen der schlanken Bündnertannen zu einer einzigartigen



Kloster Disentis.

Melodie, die ihn begleitet durch die Lande bis zum Meer.

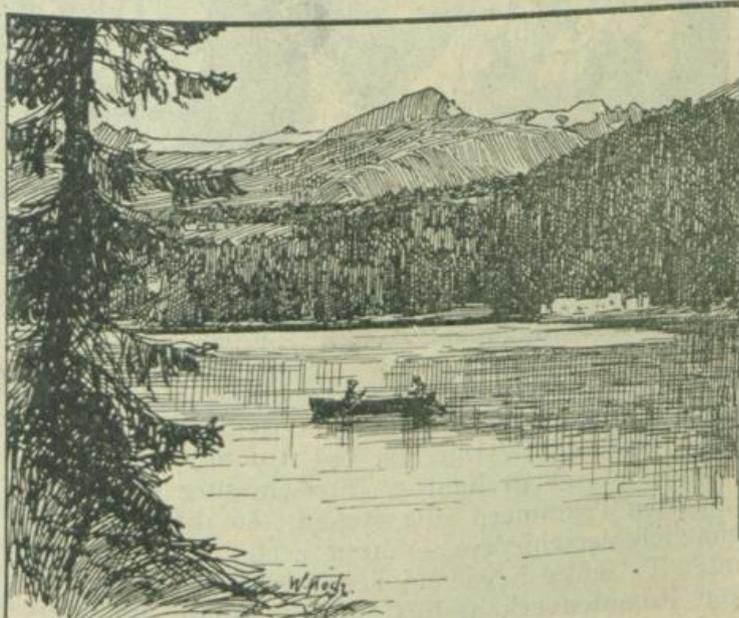
Da wo das Tavetsch sich öffnet und von Süden her der Medelserrhein seine Wasser mit denen des Vorder rheins vereinigt, liegt auf sonnigem Hang der grösste Ort des Oberlandes: Disentis.

Hier am Knotenpunkt zweier Hauptverkehrsadern hat sich schon früh die Kirche einen Platz zu sichern gewusst, der zu den bedeutendsten gehört.

Von ihm erzählt die Geschichte mancherlei aus längst vergangenen Tagen. Von der Gründung des Klosters, die in das 7. Jahrhundert zurückreicht, von den Heerzügen gen Italien unter Heinrich II ums Jahr 1000, unter Friedrich Barbarossa und Kaiser Sigismund, von Not und Tod, Freud und Leid, Sengen und Brennen. Von den Tagen, wo von den Pässen Oesterreicher, Russen und Franzosen herabstiegen, blutige Schlachten tobten, Dorf und Kloster in Asche sanken und Leben und Eigentum vergängliche Dinge waren. Ruhigere Zeiten folgten, in denen das Land sich erholte, das neuerstandene Kloster zu grosser Macht und Ansehen aufstieg, Schutz und Schirm bot denjenigen, die von Süden oder Westen her die Pässe überstiegen hatten und nach Gefahren mancherlei Art Gastfreundschaft forderten und erhielten.

Frühzeitig schon hatte man den Vorteil einer direkten Verbindung mit dem naheliegenden Italien über den nur 1917 m hohen Lukmanier, dem niedrigsten der Bündner Alpenpässe zu schätzen gewusst. men sie jetzt noch trägt, die einzige Verkehrsmöglichkeit, und die Chroniken wissen zu erzählen von den Streitigkeiten, die um deren Unterhaltung entbrannten, von Hoheitsrechten, Weggeld, Brückenbau.

Viel, viel später erst schritt man zur Anlage des durch die Lukmanierschlucht in harten Fels geschlagenen Saumpfades, der noch heute an einigen Stellen erhalten, die Bewunderung des Beschauers durch die Kühnheit seiner Führung erregt.



Der Cammosee in Graubünden.

Zuerst waren es wohl die Römer, die hoch über der Lukmanierschlucht, dem einzigen Hindernis der langen Strecke, einen Weg anlegten, der aus der Rheinschlucht emporführend, über Mompé Medels verläuft und hinter Mutschnegnia den Rhein in einer wuchtigen Steinbrücke überquert, die noch heute, nach manch hundert Jahren, unverändert ihrem Zweck dient.

Durch das ganze Mittelalter hindurch war diese Römerstrasse, welchen Na-

Seit 1872 ist eine der schönsten Kunststrassen durch die Schlucht gebaut. 11 Tunnels wäret auf der nur kurzen Strecke nötig, um den Fels zu überwinden, der fast senkrecht zum Rhein abfällt und wer hätte nicht erstaunt innegehalten, um den Anblick auf sich wirken zu lassen, der sich ihm bot, wenn er am Ende des letzten Tunnels, der in seiner jetzigen Gestalt erst im Jahre 1917 z. T. von deutschen Internierten fertiggestellt wurde, das lichte Medels, vom Piz Valatsch gekrönt, vor sich liegen sah, nachdem er das stets im Halbdunkel liegende Höllental, wie es der Volksmund nennt, durchwandert hatte.

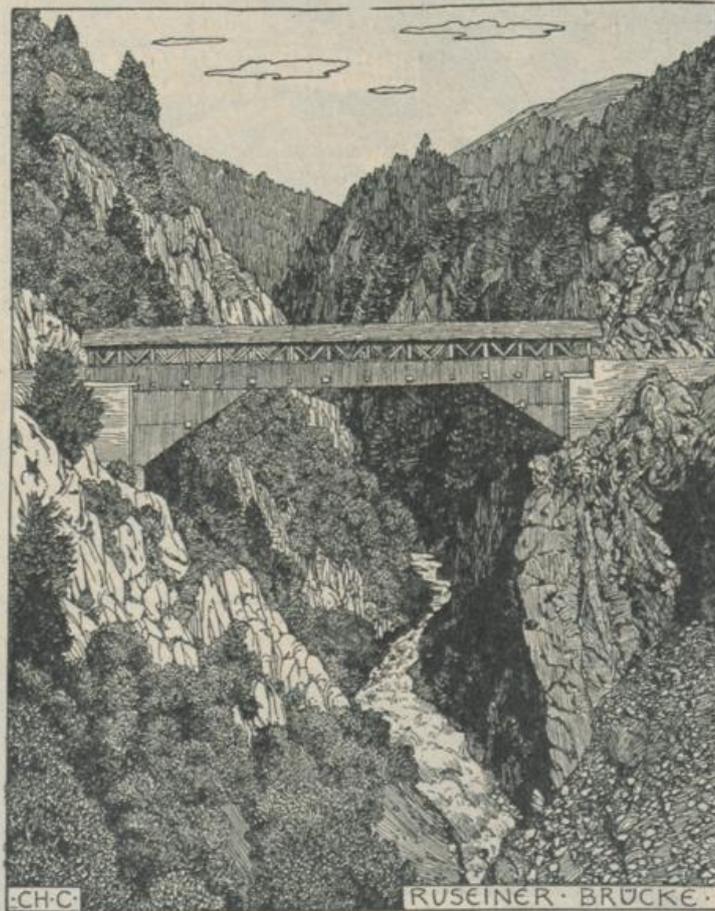
In grosser Doppelkehre steigt die Strasse weiter hinauf und erreicht das malerisch auf einer Schutthalde liegende Dörfchen Curaglia. Selten vereinigt sich so viel Lieblichkeit auf einem Platz, und das Auge des Künstlers kann kaum die Fülle des Gebotenen fassen. Die Linienführung der sich immer wieder überschneidenden Dächer ist in ihrer Zwanglosigkeit vollkommen. Alle Farben sind hier gebrochen und geben dem Ganzen das Aussehen alter nachgedunkelter Gemälde.

Von dem braunen Ton der Sonne, Schnee und Regen ausgesetzten Bauernhäuser und dem Silbergrau ihrer Schindeldächer, bis zu der in kaum willkürlicher Zusammenstellung die kleinen Fenster schmückenden Nelken, ist alles harmonisch. Selbst die Wandmalereien, die die Fronten einiger Häuser zieren und die vor Zeiten dem Geschmack durch grelle Farbenkontraste zu entsprechen suchten, nun aber unter dem Einfluss der Witterung verblasst sind, fügen sich vollkommen in den Rahmen, gar nicht zu reden von der Kirche, die dem Ganzen erst den rechten Abschluss gibt.

Eigentümlich für den Fremden muten die über haushohen, Querstangen tragenden Gerüste, Caschèns genannt, an, mit denen man besonders im Sommer wenig oder garnichts anzufangen weiss. Erst der Herbst gibt über ihre Verwendung Aufschluss. Da in Vorderrheintal. — Alles überragend lehnt sich der imposante Bau der Disentiser Benediktinerabtei an den Berghang. In ihrer jetzigen Gestalt erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts bestehend, hat sie im Laufe der Jahrhunderte eine dreimalige Einäscherung über sich ergehen lassen müssen, um jedesmal verjüngt aus den Trümmern zu erstehen. Zu ihren Füßen dehnt sich das Dorf aus, in zwei voneinander gänzlich verschiedene Hälften zerfallend, von denen die eine in der vom Aclettabach durchströmten Talsenke liegt und den Namen Raveras trägt. Zahlreiche Gasthäuser weisen auf einen starken Fremdenverkehr hin, und wer müde und abgespannt vom Getriebe der Großstadt Erholung sucht, der wird in Disentis und an seiner radiumhaltigen Quelle gesunden.

Noch verkehren nach allen Richtungen hin Personenposten; doch die Fertigstellung der Oberalpbahn, die im Anschluss an die Rhätische Bahn, Disentis und das Rheintal mit Reuss-, Aare- und Rhonetal verbindet, wird auch diesem Rest einer dahingesunkenen Zeit ein Ende bereiten. Ueberwältigend ist an sonnigen Tagen der Blick das Vorderrheintal hinab. Steile, mit dunklen Tannenwäldern bestandene Hänge, auf denen hin und wieder ein Dorf sichtbar wird, leiten das Auge weit in die Ferne, bis die terrassenartig ansteigenden Berge bei Chur, Mittenberg, Seen erreicht.

Doch zurück zum



den Höhenlagen über 1000 m das Getreide nicht zur vollkommenen Ausreife gelangt, und Korn wird im Bündner Oberland bis auf 1700 m angepflanzt, wird es büschelweise auf diese Gerüste geflochten, wo es bis gegen Ende Oktober verbleibt, um dann erst ausgereift, gedroschen zu werden.

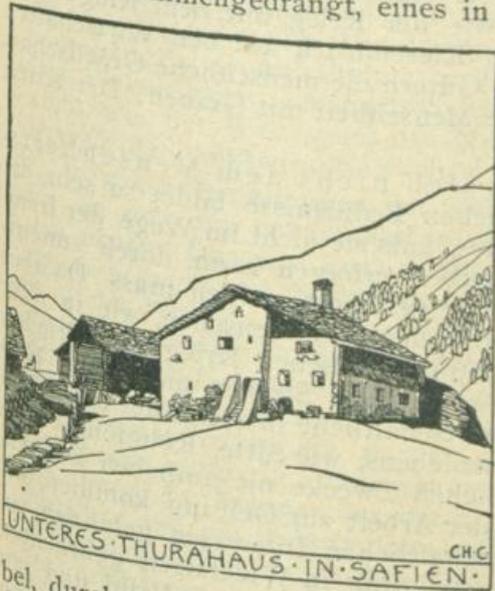
Von Curaglia zieht sich die Strasse über Platta, Acla, Perdatsch noch 15 km weiter ins Medelsertal hinauf, bis sie hinter dem Hospiz Santa Maria auf 1917 m den Lukmanierpass und mit ihm die Kantonsgrenze überschreitet, sich ins Tessin hinabsenkt und Olivone, Biasca und Bellinzona berührend die Oberitalienischen

Seen erreicht.

Doch zurück zum

Montalin und Hochwang den Blick überleiten in die Rhätikonkette, die den ganzen Horizont abschliesst. Jedes einzelne der Dörfchen, die zerstreut über das ganze Tal liegen wäre der Erwähnung wert. Jedes einzelne ist einzigartig in seinem Aufbau, anders in seiner Gestalt.

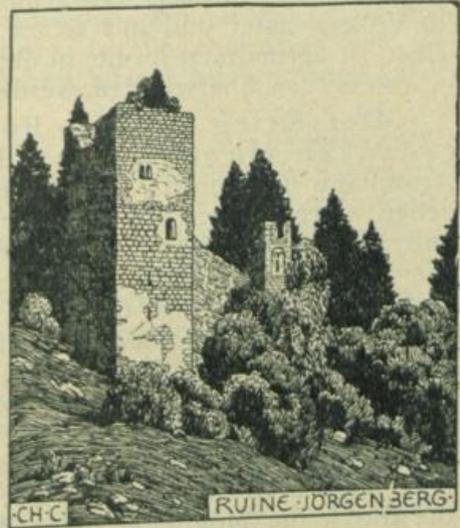
Drüben überm Rhein auf halbem Hang Caprau, dessen Häuser, wie eine Herde schwarzer Schafe zusammengedrängt, eines in der Berührung des andern Schutz zu finden sucht. Weiter



unterhalb hebt sich der schlanke Kirchturm von Cavardiras wie ein feiner Strich gegen den Himmel ab, während das

Dörfchen vergraben liegt im Grün der es umgebenden Bäume und Sträucher. Schräg gegenüber liegt terrassenartig am Berghang hinaufgebaut Somvix, ebenfalls überragt von einem Kirchturm, an dem sich südländischer Einschlag nicht verleugnen lässt.

Kühne Viadukte führen über zahlreiche tiefeingeschnittene To-



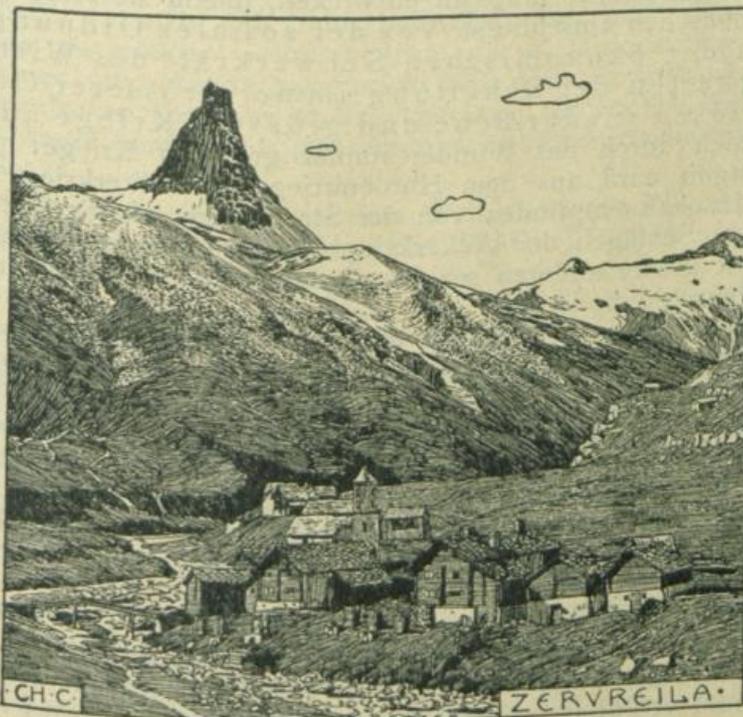
bel, durch die die Gletscher ihre nie versiegenden Wasser dem Rhein zusenden und in ihrem Bau der Landschaft zur Zierde gereichen. 60 m über der Sohle spannt sich die holzgedeckte Ruseinerbrücke pfeilerlos von Fels zu Fels, in ihrer Eigenart das Problem nach allen Richtungen hin aufs glücklichste lösend, während das auf geradezu überzierlichen Pfeilern ruhende Viadukt der Rätischen Bahn in weitgeschweiftem Bogen die Ränder des gleichen Tobels verbindet, ein Bauwerk wie es kaum ein anderes Land aufzuweisen hat.

Weiter abwärts lagert sich Dorf um Dorf zu beiden Seiten des Rheines.

Am Ausgange des lichen von den verschiedensten

Wappen geschmückten Häuser, während von den Toren nur noch das obere erhalten ist und Mauerreste sich von dort nach beiden Seiten hinziehen.

Fraglos bietet sich von hier aus der beste Rückblick auf das Oberland. Rechts und links überragen die schneegekrönten Häupter der Ketten, das Rheintal begleitend, die bewaldeten Hänge, und das Auge kann sich kaum losreißen von den



Als eigentlicher Sitz des Grauen Bundes galt Ilanz, die erste Stadt am Rhein. Ihr auf dem rechten Ufer liegender älterer Teil war mit Mauern und Toren umgeben und noch heute bewundert man die altertümlichen grotesken Formen dieser Felstürme, die seit undenklichen Zeiten auf die Menschheit hernieder-gesehen haben, unerschütterlich wie es scheint, doch stets sich wandelnd im Laufe der Jahrtausende.

## I.

In einem Kriege, der mit solchen Massen und in solcher Ausdehnung noch nicht geführt ist, tritt die Beobachtung des gegenwärtigen Geschehens, wie der Krieg mit dem Ringen der Millionenheere auf das Wirtschaftsleben einwirkt, wie er mit Riesendruck auf den Wirtschaften der Völker lastet und mit seiner Verwüstung von Leben und Gütern die menschliche Gesellschaft selbst zu zermalmen droht, in den Vordergrund und erfüllt die Menschheit mit Grauen: Der Krieg ist etwas, das überwunden werden muss!

Der Krieg ist eine Folge der Wirtschaft, die sich nicht dem Menschheitsgedanken eingefügt hat. Die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse bildet so sehr die Grundlage des Lebens, dass die Beschaffung des Lebensbedarfes, falls sie nicht im Wege der friedlichen, entgeltlichen Aneignung, der wirtschaftlichen Tauscharbeit erfolgen kann, durch »unentgeltene Aneignung fremder Arbeit«, Kampf und Unterdrückung gesichert werden muss. Da aber das Streben, ein Ziel mit möglichst geringem Aufwand zu erreichen, im Menschen, wie in aller Natur, wohnt, so wird die Wahl zwischen Arbeit und Ausbeutung, zwischen Krieg und Frieden erst dann allein zugunsten der friedlichen Arbeit ausfallen, wenn jenes Streben unter dem Einfluss einer sittlichen Kultur zur Geltung kommt. Ist aber das wirtschaftliche Interesse der Menschen so stark, dass ausserwirtschaftliche Aeusserungen des Menschenlebens, wie Sitte, Religion, Vaterlandsliebe, Politik, Wissenschaft und Kunst, die wirtschaftlichen Zwecke nie aufheben können, so wird der Krieg solange neben dem ökonomischen Mittel der Arbeit zur Geltung kommen, bis eine soziale Ordnung ihn ausschliesst, bis es den ausserwirtschaftlichen Interessen gelungen ist, die durch die Möglichkeit der Wahl zwischen Arbeit und Ausbeutung in Widerstreit gebrachten wirtschaftlichen Interessen zum Ausgleich zu bringen und auf diese Weise jene Wahl und mit ihr die Qual des Krieges zu beseitigen. In einer materialistischen Welt wird die Ueberwindung des Krieges unmöglich sein, da hier »die schliessliche Ursache und entscheidende Bewegungskraft aller wichtigen geschichtlichen Ereignisse in der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft« (Engels) gegeben ist. Erst wenn man die ausserwirtschaftlichen Interessen der menschlichen Gesellschaft aus anderen Quellen fliesen sieht, ihnen ursprüngliche Wirkungen zumutet, kann man sich einen solchen ausgleichenden Einfluss auf die Betätigung der wirtschaftlichen Interessen denken.

Wir sehen nun, wie eine soziale Ordnung des Ausgleichs der wirtschaftlichen Interessen unter ausserwirtschaftlichem Einfluss sich langsam entwickelt, indem sie stufenweise aufsteigt, immer grössere Gruppen von Menschen umschliesst. Vor der sozialen Ordnung weicht der Krieg zurück, aber die in der ökonomischen Schwere des Wirtschaftslebens gegebenen Schwierigkeiten der Schaffung immer grösserer Organisationen des Wirtschaftslebens lösen wieder neue und grössere Kriege aus. Die Ueberwindung des Krieges vollzieht sich durch das Wunder immer grösserer Kriege: mit dem Wachsen der wirtschaftlichen Ordnungen wird aus dem Hordenkrieg der Völkerkrieg, weitet sich aber auch das menschliche Gemeinschaftsempfinden von der Stammesgemeinschaft zur Volksgemeinschaft, bis schliesslich unter den Schlägen der Völkerkriege die Grundlagen geschaffen werden für eine soziale Ordnung, die mit keiner anderen sozialen Ordnung mehr zusammenstossen kann, für die soziale Ordnung der Menschheit.

Bodenbesitz ist die Grundlage der Wirtschaft, aber Waffengewalt die Vorbedingung für das Gedeihen der Wirtschaft, solange ein Ausgleich des Bodenbesitzes zwischen denen, die seiner bedürfen, nicht erfolgt ist. Es ist ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung, als die Bedeutung vom Werte der menschlichen Arbeitskraft aufgeht: nun wird der bodenständige Bauer, der vor dem reisigen Hirten nicht ausweicht, nicht mehr gemordet und beraubt, sondern geschont, unterworfen und eingeordnet als einer, der einen Teil seiner auf dem bisher ihm gehörigen Boden gewonnenen Arbeitserzeugnisses unentgeltlich an den neuen Bodenherrn, den Sieger abzugeben hat. Da leuchtet die soziale Ordnung auf: sie wird vom Sieger dem Besiegten aufgezungen. (Oppenheimer).

Die durch Macht erzwungene Ordnung der Bedarfsdeckung aber erzeugt neue Gegensätze, bringt eine wirtschaftliche Entwicklung, die zu neuem Ausgleich drängt. Die Ausbildung des Marktes, auf den die Ueberschüsse der Grundherrschaften gebracht werden, lässt die Gewerbestädte mit ihrem Handel erblühen, während aus der Zusammenlegung des Grundbesitzes die Grossgrundherrschaft entsteht; zwei soziale Ordnungen, die sich gegenseitig ausschliessen: die Organisation der gewerblichen Arbeit, des ökonomischen Mittels, und die Organisation des Bodenbesitzes, des politischen Mittels der Bedarfsdeckung. Die Gewerbestadt benötigt das umliegende Land der Bauernwirtschaften und sucht es mit ihrer Ordnung zu beherrschen. Die Feudalherren empfinden dies als eine Beeinträchtigung ihres Ausdehnungsbedürfnisses. So tritt an Stelle des Widerstreites zwischen Hirten und Bauern der von Gewerbestädten und Grossgrundherren. Der

Kampf um den Bodenbesitz spinnt sich weiter als »Kampf um die Futterplätze« (Sombart), aus dem Hordenkampf wird der Krieg der Weltgeschichte. In diesen Kämpfen verloren die Städte ihre Bedeutung als Wirtschaftsordnungen an die jungen Staatsgewalten, die schliesslich als die Sieger eine soziale Ordnung auf nationalem Boden erzwangen. Je mehr in diesen »Volkswirtschaften« der Ausgleich der agrarischen mit den gewerblichen Interessen unter dem Einfluss der Zusammenfassung aller ausserwirtschaftlichen Interessen im nationalen Gedanken erfolgte, um so wirkungsvoller war das friedliche Zusammenleben aller durch ihre wirtschaftlichen Lebensbedingungen, Gewohnheiten und Anschauungen getrennten Gruppen des Volkes gewährleistet. Die Vielseitigkeit der wirtschaftlichen Interessen, die Bedeutung des Bodenbesitzes war damit nicht aus der Welt geschafft. Nur ist die Ueberlegung, ob Arbeit oder Unterwerfung, aus dem Bereich der volkswirtschaftlichen Ordnung verwiesen.

In den Beziehungen der Volkswirtschaften aber zu einander war von vornherein der Keim für die sich nun entwickelnden Völkerkriege gegeben. Die Kämpfe um den Bodenbesitz beginnen von neuem. Das alte Lied erklingt von neuem, das Lied vom Bodenbebauer, der zu schwach ist, um sich gegen die Bodensehnsucht seiner Nachbarn zu schützen. Nur in wieder anderen Formen. Wie die reisigen Hirten, die Grundherren und die Städter den Bauern und seinen Boden für ihre Weiterentwicklung brauchten, so benötigen nun die Volkswirtschaften bei der Begrenztheit der ihnen zu Gebot stehenden äusseren Güterwelt gegenüber der Unbegrenztheit der Bedürfnisse einer bei allen gesunden Völkern wachsenden Bevölkerung immer neuen agrarischen Boden. Wie die Gewerbestädte werden die Volkswirtschaften, die der Eigenart ihrer Bevölkerung entsprechend kulturell aufsteigen wollen, trotz aller Vorliebe für Land und Landwirtschaft durch die steigende Ungunst der natürlichen Produktionsmittel getrieben, zur gewerblichen Arbeit überzugehen und die Bodenschätze anderer ergiebigerer Länder herbeizuführen. Auch die agrarischen Volkswirtschaften — denken wir an Russland — brauchen, wie die Grundherren, je weniger sie zur intensiven kapitalistischen Bearbeitung des Bodens übergehen wollen, um so mehr Bodenfläche. Mit dem Wachstum ihrer Bevölkerung werden sie, wenn sie nicht zur gewerblichen Arbeit greifen wollen, zur Ausbreitung über fremden Boden gedrängt.

Als kampfeswerte Futterplätze kamen nun vor allem die Kolonialländer in Betracht. Die Kolonien gaben dem Mutterlande, wie einst das von der Stadt beherrschte Land, ein vollkommenes Monopol auf Produktion und Verbrauch: sie mussten alle Gewerbeprodukte aus dem Mutterlande beziehen, und nur dahin durften sie die Schätze ihres Bodens, Lebensmittel und gewerbliche Rohstoffe, ausführen. Im Befreiungskrieg der Niederlande wird Spaniens Kolonialmacht gebrochen. Mit England verbündet kämpfen Frankreich und Schweden die aufblühenden Niederlande nieder. Als aber Frankreich als nunmehr führendes kapitalistisches Land, den spanischen Kolonialbesitz seinem Handelskreise einverleiben wollte, beginnt der Koalitionskrieg Englands, Hollands und Deutschlands gegen das aufstrebende Frankreich, dem dann im spanischen Erbfolgekrieg Holland und England die spanischen Kolonien streitig machen, bis endlich England im letzten Ringen mit Frankreich als Sieger hervorgeht, und damit seine Vorherrschaft auf dem Weltmarkt, seine Weltmacht begründet.

Zunächst zwang nun der Sieger auf dem Weltmarkt der Welt seine soziale Ordnung auf: die Organisation des Kapitalbesitzes, den Kapitalismus. Die Weltanschauung aber des Kapitalismus ist der individuelle Liberalismus. Damit schien die Verkettung der Volkswirtschaften zu einer höheren sozialen Ordnung geglückt zu sein. Mit dem Sieg des kapitalistischen Liberalismus schien die Völkergemeinschaft einziehen zu sollen. Denn es liegt im Wesen der wirtschaftlichen Verhältnisse, dass sie losgelöst von ausserwirtschaftlichen, sittlichen, rechtlichen und politischen Einwirkungen, zu freier und leichter Verbindung der Wirtschaften führen und deshalb auch die Volkswirtschaften leicht zu einer Verschmelzung bringen. Als nun auch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik eine unerhörte Entfaltung der Produktivkräfte wie auch der modernen Verkehrsmittel brachten und damit diese gewaltige Vereinigungstendenz der Volkswirtschaften unterstützten, drang die gesellschaftliche Entwicklung über die Grenzen der Staaten hinaus. Es werden nicht mehr nur Waren aus der Fremde bezogen, die als Luxusartikel entbehrlich sind, sondern der Verkehr der Volkswirtschaften wird zu einem regelmässigen Güter- und Austausch unentbehrlicher Dinge. Aus dem Volksrecht entwickelt sich das Völkerrecht, internationale Verträge und Rechtssätze stützen den Verkehr der Völker und aus allem entwickelt sich ein zwischenstaatliches Gemeinbewusstsein der Völker, sodass es wirklich schien, als ob das Reich der Menschheit nahe sei.

## II.

In diese Herrlichkeit fuhr das Kriegsgewitter des ersten Weltkrieges mit ungeheurem Krachen und liess den lieblichen Frieden des Völkerverkehrs zu Schanden werden. Raub und Mord? Wahnsinn? Die Welt war betrogen. Es war ein Fehler in der Organisation der Welt: der weltwirtschaftliche Ausgleich ruhte allein auf wirtschaftlichen Interessen. In dieser durch Macht er-

zwungenen kapitalistischen Ordnung mussten sich, wie einst, Verhältnisse herausbilden, die zu neuem Ausgleich der Interessen der Gewaltigen und der Schwachen zwingen.

Der kosmopolitische Individualismus, der trügerische Träger des Menschheitsgedankens, wich dem nationalen Individualismus: der Ueberzeugung, dass die weitere Entwicklung der Kultur trotz wachsender Welthandelsbeziehungen auf nationalem Boden verlaufen wird, und es daher gilt, diesen zu erhalten und zu schützen. So wandelte sich im Bewusstsein der Völker das Prinzip der wirtschaftlichen Freiheit der einzelnen im Weltverkehr immer mehr in das Prinzip der gemeinschaftlichen Freiheit der Nationen um; die Sicherheit und Unabhängigkeit der staatlichen Volksgemeinschaft wurde zum weltwirtschaftlichen Ideal. Da dieser nationale Gedanke aber auf rein wirtschaftlicher Grundlage ruht, musste er zu neuen Gegensätzen führen.

In Wirklichkeit bot denn auch der Völkerverkehr schon vor Beginn unseres Jahrhunderts nicht mehr das Bild einer friedlichen Entwicklung zur Weltwirtschaft, wenn auch der Gütertausch gewaltig zunahm. Die arbeitsteilige Gemeinschaft der Volkswirtschaften machte keine Fortschritte. So sehen wir die Ursache des riesigen Anschwellens des Welthandels im letzten Jahrzehnt darin, dass das alte Europa die Bodenerzeugnisse der aussereuropäischen Volkswirtschaften für seine Industrie aufzunehmen sucht, um die eigene gewerbliche Arbeit ganz auf nationalem Boden auszuführen.

Der Gegensatz zwischen Industrieland und Agrarland ist noch schärfer geworden. Die Rohstoffverarbeitungsländer mühen sich im Schweisse ihres Angesichts in unsäglicher Arbeit um die Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse und müssen einen guten Teil ihrer kulturellen Erzeugnisse an die von der Natur begünstigten Rohstoffzeugungsländer abgeben. Diese aber sehen in den Rohstoffverarbeitern nur den von den Zufälligkeiten der — der Natur ihre Schätze abringenden — Arbeit unabhängigen, mit leichten und grossen Gewinnen arbeitenden Händler. Dieser Gegensatz ist bereits innerhalb der Volkswirtschaften ausgeglichen, für die Volkswirtschaften aber untereinander ist ein Ausgleich deshalb schwerer, weil hier der Gegensatz noch tiefer geht. Je weiter ein Volk aufsteigt, je mehr es von der Notwendigkeit kultureller Bedürfnisse durchdrungen ist, um so mehr wird ihm die Bedeutung seiner Bodenschätze klar, um so mehr sieht es in dem, der ihm seine Rohstoffe entführt, den Feind seines kulturellen Aufstieges. So wollen sie ihre Bodenschätze für sich selbst verarbeiten, wollen sie selbst Industrieländer werden. Die Industrieländer aber sehen sich gegenseitig als die Urheber dieser weltwirtschaftlichen Verwicklungen scheel und misstrauisch an. Aus dem schwülen Dunstkreis solcher wirtschaftlicher Verhältnisse entstehen nationalistische und politische Gegensätze, die sich dann im Gewitter eines Weltkrieges über den um die Einheit des Menschheitsgedankens verlegenen Völkern entladen.

### III.

Müssen ausserwirtschaftliche Interessen den Ausgleich der weltwirtschaftlichen Interessen der Völker herbeiführen, so müssen die nationalen Gedanken der Völker in dem höheren Gedanken der Völkergemeinschaft zusammengefasst werden. Erst dann wird Ruhe sein, wenn dieser Gedanken alle Völker umspannt, wenn er zum Menschheitsgedanken zusammengefasst ist. Kann nun der Nationalismus zum Gedanken der Völkergemeinschaft führen?

Gewiss ist zunächst, dass die Völkergemeinschaft nicht geschaffen werden kann durch irgendwelche völkerrechtliche Konstruktionen, ja dass es ein kanibalisches Unterfangen ist, durch Gewalt einer Völkergruppe ein vermeindliches Gemeinschaftsideal aufzwingen zu wollen. Wie die Staatsnationen, so setzen auch die Völkergemeinschaften, Weltwirtschaft und Menschheit, eine langsame geistige Entwicklung voraus. Es fragt sich nur, ob diese Entwicklung durch die Auflösung der Nationalwirtschaften, der Staatsnationen, oder durch die Weiterentwicklung dieser gesellschaftlichen Gebilde bedingt ist.

Die Menschheit als die Vergesellschaftung aller Völker ist das Ziel der Menschenentwicklung. So ist die Menschheit als eine organische Gemeinschaft, als soziologischer Organismus zu denken. Wenn wir nun auch sahen, dass sich das Wümpfinden des Menschen in konzentrischen Kreisen weitet, die Stammessolidarität sich zur Volkssolidarität und damit zum Staatspatriotismus erweitert, so lässt sich doch wieder deutlich erkennen, dass das über die Grenzen der Staatssolidarität hinaus erweiterte Wümpfinden, der Weltpatriotismus, je weitere Kreise er zieht, um so kraftloser und lebensschwacher er wird, wenn er ruht auf allgemeinen Gefühlen der Gemeinsamkeit von Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Religion oder sonstiger allgemeiner Völkerinteressen. Das liegt in der Natur der Menschheit begründet. Er steht nicht in physiologischer Abhängigkeit von der Gesellschaft, die mangels einer das Ganze beherrschenden organischen Einheit einen solchen Aufbau der Menschen, wie die Zellen in einem Organismus, nicht bewerkstelligen kann. Die Menschen sind geistige Wesen: ihr ganzes Interesse am gesellschaftlichen Leben ruht auf den Triebfedern dieser ihrer Natur, den psychischen und bewussten Kräften des Geistes und des Willens, der Lust und der Unlust. Der Mensch ist ein Organismus für sich. Er kann

einem Organismus nur angehören, indem seine Persönlichkeit bewahrt bleibt. So ist es das Eigentümliche des soziologischen Organismus, dass er nicht aus Zellen, sondern aus Organismen besteht. Soll sich ein höherer sozialer Organismus entwickeln, so müssen die bestehenden sozialen Organismen, ohne ihre Eigenart, ihren Eigenwillen zu verlieren, in dem höheren Gemeinschaftswillen aufgehen. Wie der Mensch, zwar hineingeboren in die menschlichen Gemeinschaften, doch Mensch, — vornehmlich sich aus den in ihm liegenden schöpferischen Kräften entwickelndes Geschöpf — Individuum bleibt, aber zugleich Teil dieses ihm übergeordneten Gemeinschaftsganzen ist, in dem er aufbaut auf allen Menschen, die je gewesen sind und für alle, die da kommen werden, so müssen im weiteren Aufbau der menschlichen Gesellschaft auch die Staaten als lebende Bausteine, Individuen, bestehen bleiben, wenn die menschliche Gesellschaft bei ihrem Werden nicht zum Völkerbrot werden will.

Geht so der Weg der Menschheit zwar über den Staat hinaus, aber nicht über die Trümmer des Staates, so kann der aus der Lebensnotwendigkeit des Staates entstandene Nationalismus nicht vernichtet werden. Ist der Staat eine biologische Offenbarung, die Lebensform einer Nation, so entwickelt sich infolge der tiefen sittlichen und religiösen Verankerung die Staatsnation zu einer Kulturnation (Kjellen), zu einer solchen menschlichen Gemeinschaft, in der die Idee der organischen Völkergemeinschaft alle anderen Interessen, ja selbst den nationalen Gedanken umfasst. Indem der Nationalismus die atomistisch mechanische Nützlichkeitsidee vernichtet und den Staat zu einer Lebensform »Leib der Volksseele« werden lässt, wird er der Führer zum rechten Prinzip der Ordnung der Völkergemeinschaft. Denn als eigentlicher Sinn solcher Lebensform eines Volkes ergibt sich: die Vervollkommnung der Nation zu einem Ganzen, das fähig ist, als lebendiges Menschheitsindividuum zugleich auch einem höheren Ganzen, der Menschheit anzugehören.

So kommt letzten Endes doch alles darauf an, wie die Idee des Staates sich im Volke gestaltet, ob es seinen Sinn und Zweck als Staatsnation darin sieht, unter sich das Bewusstsein der Menschlichkeit zu vervollkommen, den Gedanken in der Volksseele lebendig zu machen, dass in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht nur der Mensch in seiner Herrlichkeit, sondern auch der Staat in seiner Besonderheit, beide als lebendige Sonderformen geistigen Daseins, Teile eines übergeordneten Ganzen, der Menschheit sind, dass aber alles, was war und was sein wird, aufgeht im Streben nach höherer geistiger Zukunft.



## Fritz W. Engelhorn / ÜBER DAS TEMPERA-MALEN.

Die mannigfachen Stoffe, welche seit alten Zeiten von den Meistern der Farbe zur Wiedergabe der, teils in der Natur vorhandenen, teils von ihrem künstlerischen Auge empfundenen Tönungen verwendet werden, aufzuführen, ginge zu weit. Mussten in den Urzeiten die farbigen Steine, Erdklumpen und ähnliche geologische Rohprodukte, aber auch ein angebrannter Holzstumpf, dem primitiven Künstler dazu dienen, dem Gesehenen Ausdruck zu verleihen, so hat die Entwicklung der Farbenindustrie im Laufe der Zeit Mittel gefunden, um jeder Anforderung, soweit die Materie es erlaubt, gerecht zu werden.

Wohl die neueste Art, wenn auch nur der heutigen Formgebung nach, ist die Temperafarbe. Ihr Name, der in Wirklichkeit, wie wir sehen werden, eher auf die Form passen würde, aus der die flüssige Farbe hervorgegangen ist, nämlich auf den Pastellstift und die Oelkreide, dürfte wohl der Stahlindustrie entnommen sein, in der man von dem Temperverfahren spricht, welches erlaubt, dem Stahl verschiedene Härten und Bearbeitungsmöglichkeiten mit den feinsten Nüancen zu bieten und diese durch das „Anlaufen“ an der Oberfläche anzeigt. Solche Fähigkeiten besitzt auch der Pastellstift und die Oelkreide, zwischen dessen Grundfarben sich durch Wischen die zartesten Uebergänge erzielen lassen.

Diese gleichen Vorzüge, wenn auch nicht in gleich hohem Masse, besitzt die Temperafarbe. Diese entspricht in ihrer Zusammensetzung am ehesten der Oelkreide, doch ist sie durch ein Spezialverfahren flüssig gehalten. In Tuben, gleich der Oelfarbe gefasst, ist die Auswahl ihrer Mischungsmittel überaus reich. Wasser, helles Bier, Eiweiss, Petroleum, Terpentinöl, Alkohol sind nur einige Angaben von Lösungen. Dass eine solche Reichhaltigkeit vorhanden ist, ergibt sich aus dem Herstellungsverfahren. Denn neben der Farberde ist ein Hauptbestandteil ein feines Kreidepulver in gleichmässiger Verteilung. Dieser Kreidgehalt hat zwar den Nachteil, dass bei Lösung der Farbe mit gewöhnlichem Wasser ohne jeden Zusatz ein leichter, weisslicher Ton über dem Bilde liegt, der sich aber leicht vermeiden lässt. Will man aus irgend einem Grunde kein anderes Lösungsmittel als Wasser verwenden, so ist nur die Farbe rein aufzutragen, d. h., so wie sie aus der Tube kommt. Verzichtet man dagegen darauf und nimmt beispielsweise Eiweiss oder abgestandenes helles Bier, so ist ein Glanz zu erzielen, der an echte Oelfarbe erinnert. Von ganz besonders günstiger Wirkung ist natürlich Terpentinöl, doch würde das nicht dem Charakter der Materie entsprechen. In diesem Falle wäre wirkliche Oelfarbe vorzuziehen, da das Oelbild stets ein Fertiges, nicht durch Notbehelf dargestelltes sein sollte.

Es gibt Fälle, in denen gerade der oben erwähnte Kreideton erwünscht ist. Regenstimmungen, Nebel, überhaupt „unfreundliche“ Atmosphäre können durch diesen „Schleier“ nur gewinnen. Da ist Wasser anzuwenden oder auch, wenn ein fleckiges Bild mit scharf umrandeten Konturen der einzelnen Farbentöne erwünscht ist, Spiritus.

Der grösste Vorteil jedoch, den die Temperafarbe besitzt, ist ihre leichte Anwendung zu Farbenskizzen. Nicht immer ist es möglich, das Trocknen der Aquarellfarbe, die fliessend aufzutragen ist, abzuwarten — Witterungsverhältnisse oder auch schwere Beschaffung genügend klaren Wassers machen die Aquarellskizze, die zur Ausarbeitung des Motivs in Oel dienen sollte, zur Unmöglichkeit. Da tritt die Temperafarbe an ihre Stelle. Mit fast trockenem Pinsel lässt sich die Farbe auftragen. Mischungen in jeder gewünschten Art lassen sich auf der Palette herstellen oder auch bei einiger Sicherheit in der Pinselarbeit auf dem Bilde selbst. Dazu kommt, dass die Temperafarbe bedeutend stärker deckt als Aquarell und sich infolgedessen die betreffende Farbe viel intensiver zeigt, was zur späteren genaueren Bestimmung der Nüance sehr wesentlich ist. Andererseits ist eine Korrektur ohne Schwierigkeiten möglich, da sich in kürzester Zeit eine andere Farbe auftragen lässt. Ein anderer Misstand, der bei der Aquarellskizze, besonders bei „Momentbildern“, um den photographischen Ausdruck zu gebrauchen, sehr schwer zu behandeln ist, besteht in der Aussparung aller weissen und hellen Stellen des Bildes. Ein einziger heller Baum im dunkeln Tannenwald, verhindert bei Anwendung der Wasserfarbe ein gleichmässiges Bearbeiten der Fläche, es entstehen Ränder und Flecken, die den Gesamteindruck stören. Auch manches Licht, das belebend wirkt, wird beim schnellen Anlegen des Aquarells übersehen und ist unwiderruflich verloren. Da hilft ein einfaches Aufsetzen von Temperafarbe nach und die gewünschte Wirkung ist gerettet. Bei solchen Vorteilen in der fast trockenen Anwendung ist jedoch ein nasses Verfahren ebensogut anwendbar. Zarte Uebergänge fliessen leicht in einander über wie bei der Wasserfarbe. Hängende Wolkenketzen, Spiegelbilder im Wasser, und ähnliche Motive, bei denen ein weiches Ineinanderlaufen der benachbarten Farben erforderlich ist, werden bei Behandlung mit dem nassen Pinsel in befriedigender Weise dargestellt.

Was nun die Pinselfrage betrifft, so ziehe ich den dicken Aquarellpinsel den andern Arten vor: Wird er fast trocken verwendet, so besitzt er die notwendige Festigkeit, um starke Linien zu zeichnen. Ein markantes Bild lässt sich damit ebenso gut erzielen wie mit dem Borstenpinsel für Oelfarben. Zugleich besitzt er aber auch genügende Saugkraft, um an Stellen, an denen

man mittels Durchschimmern des Untergrundes eine lichte Stelle hervorheben will, ein dünnes Auftragen der Farbe zu erlauben.

Als Untergrund steht die Malleinwand auf dem Rahmen ebenso wie das steife Zeichenpapier auf dem Reissbrett zur Verfügung. Für ein lebhaftes Bild das viel Licht ausstrahlen soll, wird jedoch dem Papier der Vorzug zu geben sein. Denn auf ihm ist ein leichteres, d. h. dünneres Auftragen der Farbe an den Lichtstellen möglich, während die Leinwand ein durchweg dickes Bemalen der Fläche mit Anwendung von Kremserweiss und sonstigen Deckmitteln erfordert.

Die Haltbarkeit des Temperabildes ist der des Aquarells mindestens ebenbürtig. Zur Rahmung ist es wie dieses zu behandeln, d. h. ein Glas ist erforderlich nicht nur, um es Witterungseinflüssen zu entziehen, sondern um gleichzeitig die Leuchtkraft der Farben zu heben.



Leo H. Wolf / DER TOD ALS FREUND.

Wie lagst Du doch in weissen Kissen — stumm  
Und warst dem Tode rührend ganz ergeben,  
Und hieltest kaum den letzten Hauch vom Leben!  
Wir andern standen andachtsvoll herum —

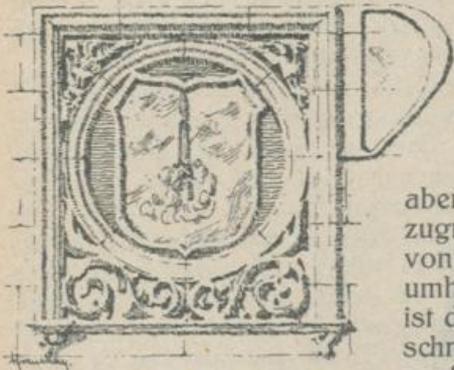
Da tat Dein Mund sich auf mit leisem Beben  
(Dein Blick ging liebevoll im Kreis herum)  
Und wollte uns von Dir noch Kunde geben  
Und redete für uns — und blieb doch stumm.

Wie Du da aufschnelltest in Deinem Bette!  
Und Deine Augen schrieten laut: Errette! —  
Und trafen starres Mitleid — grenzenlos.

Du wurdest fremd von stolzem Hass gebunden  
Und löstest Dich — und hattest rückgefunden  
Und lächeltest, als man das Aug' Dir schloss.

# KUNST.

Alfred W. Kames. / DIE ERZÄHLUNG VON DEM WAPPEN MEINER FAMILIE.



Die Männer meiner Familie haben eine äussere Härte an sich, die sie wie einen Schild vor der inneren Weichheit ihrer Herzen tragen. Die Frauen kommen ihnen nicht ungern auf halbem Wege entgegen, bleiben aber dann wartend stehen, hoffen, umworben zu werden, und fühlen sich vielfach enttäuscht, wenn die Liebe der Männer nicht wie ein Quell aufsprudelt. Wir aber halten zurück mit unseren Wünschen, bis wir plötzlich hart zugreifen, gleich als griffen wir einen kleinen zarten Vogel im Davonflug mit rauher Hand — dann aber sind wir zärtlich zu ihm und umhüllen ihn mit einer Wärme, die ihn zum Zwitschern bringt. Also ist die Art unseres Geschlechtes, und wenn die Frauen sich an uns schmiegen und wissen wollen, woher der Grund, so kann es in sanften Stunden kommen, dass wir ihnen zur Parabel erzählen die

Geschichte von der Entstehung des Wappens unserer Familie. Es zeigt im rauhen grauen Feld eine erhabene Fackel, die nach unten gewendet ist und in sich selber verkohlt. Dieses aber ist der Bericht:

Von woher der Ahne nach Venedig gekommen ist, wird nicht überliefert. Stimmen sprechen davon, dass er aus einer Hirtenhütte hoch im rhätischen Gebirge seinen Ausgang nahm, hinunter in das Welschland wanderte, auf mancherlei Herren Schiffen diente und bald gefürchtet war wegen seiner schnell zuhauenden Hand und des kühnen Blitzes seiner Augen. Wer weiss, wie es kam, jedenfalls war ein Kaufmann da, der ihm ein Schiff anvertraute zu grosser Fahrt und nicht schlecht mit ihm fuhr. Der Sohn der Berge wusste auch ein Schiff zu lenken, die Ladung bewachte er mit seinen hellen Augen wie ein Falke; er hielt mannhaft Zucht unter dem wüsten Schiffsvolk, griff zweimal Piraten an, die auf ihn lauerten, und schlug sie, die in vielfacher Uebermacht waren, mit dem betäubenden Beil der Ueberraschung und rechnete in Ehre ab bei seiner Heimkehr. Dann richtete er sich auf Murano ein und hielt einen guten Tag. Die Becher, die an seinem Tische kreisten, wurden nicht leer von rotem Wein und Mädchen aus der Judenecke sangen und tanzten vor ihm, dass es bald vielen Leuten in Venedig ein Aergernis war. Als nun gar Spanier sich dazu gesellten und Banken auflegten, dass die Zechinen wie Kieselsteine rollten und es Brauch wurde, dass selbst Söhne aus den Häusern, die dem Rate der Zehn nahestanden, ohne sich erst zu maskieren an dem Treiben teilnahmen, sann man ernstlich auf einen Vorwand, dem tollen Gesellen, von dem die Verführung kam, unter die Bleidächer zu werfen. Damals muss einer für ihn eingetreten sein; man sprach sogar davon, dass es der Doge selbst gewesen sei. Venedig hatte einen Dreizug von gut armierten Schiffen ausgerüstet, um sich der Korsaren zu erwehren, die mit ihren Boten von der maurischen Küste her sogar mit frecher Kühnheit bis in die Adria vordrangen und in den Schutzorten der Republik plünderten, mordeten und sengten. Diese Schiffe stellte man unter sein Kommando und gab ihm ein Geleit bei der Abfahrt, als müsse Sieg oder Niederlage nicht erst entschieden werden, man sich aber gewiss dessen freuen, dass er nun weg wäre.

Lange drang wenige Nachricht von ihm in die Stadt, dann aber wurden Gerüchte hörbar, die von kühnen Taten zu erzählen wussten, und die Kaufleute, denen ein zweiter Sinn bisweilen das Richtige weiss, befrachteten ihre Schiffe wieder höher und sparten an Waffen und Mannschaft. Dann kam eine Kunde durch einen Wandermönch von weit unten aus den sizilianischen Landen her, dass der geflügelte Löwe des heiligen Markus in die Schlupfwinkel der Mauren eingebrochen sei, dort ein böses Gericht gehalten, sie geschleiet und die Feste gleich dem Erdboden gemacht habe; nun kehre er mit reicher Beute auf gekaperten Schiffen zurück zur Stadt und führe mit sich hunderte von befreiten Christen und frommen Jungfrauen, die er aus den Klauen des falschen Propheten errettet habe. Und an einem Abend, als die niedergehende Sonne die Kuppeln des

Domes zum letzten Male küsste und vom Campanile herab der Angelus anhub zu läuten, fuhr die Flotte in den Hafen ein.

Auf dem Bug des ersten Schiffes stand hochaufgereckt mein Ahn, ganz in ein Kleid von roter und gelber Seide gehüllt, das im Abendglanz aufglühte, wie eine lodernde Flamme. Vor sich liess er die Mannschaft aus den Schiffen, die ebenso von hartem Kampfe, wie von reicher Beute genügend Beweise trugen, dann schritt er selber an Land und hinter ihm folgte singend mit rührend zarten Stimmen eine auserlesene Schar holder Mädchen, deren Schönheit das heidnische Gewand seltsam kostbar noch erhöhte. Der Doge empfing den siegreichen Kämpfer auf der Freitreppe des Palastes und küsste ihm vor allem Volke beide Wangen, um damit die Dankbarkeit des Staates zu beweisen. Des Dogen Tochter reichte ihm die Hand und liess sie lange in der seinen ruhen. Etwelche wollen gesehen haben, dass ihr ein tiefes Rot den weissen Nacken und die bleichen Wangen färbte bis unter die Spitzen ihres blonden Haares. Drei Tage feierte Venedig das Fest des Siegers und pries seine Taten. Am vierten Tage aber griffen ihn eine Rotte Sbirren, als er eben in Schlummer gesunken war, brachten ihn mit einer schnellen Barke aus der Gemarkschaft der Stadt und bedeuteten ihm, dass ein Jahr die Rückkehr ihm versagt sei bei Strafe der Schande und des Todes. Es war aber damals ein geheimes Gesetz in Venedig, dass einer, so er durch seine Taten hervorrage vor den Anderen, er wohl des Dankes des Vaterlandes würdig sei, er aber auf der Höhe seiner Macht durch den Rat der Zehn des Landes für gewisse Zeit verwiesen werde, auf dass aus seinem Uebermut nicht der Republik Schaden entstünde und er stets dessen eingedenk bleibe, dass sie die Macht habe über alle und jeden, wie hoch er auch immer sich erhöhe.

Viele baten für ihn und viele zogen hinaus zu ihm und versuchten ihn, der sich absonderte und niemanden sich zeigen wollte, zu veranlassen, den Dogen, dem dazu das Recht gegeben war, zu bitten, von dem Gebrauch des Gesetzes abzustehen. Nach Monden aber sprach man mählich weniger von ihm, als plötzlich aus dem Dunkel der Kanäle heraus, ein Gerücht aufsprang, das die Herzen der Männer und Frauen aufrührte und erschütterte. Die holde Tochter des Dogen, der schon von der Geburt an der Schleier der frommen Nonne von St. Angela bestimmt war, sei der Schande anheim gefallen und der frevle Räuber ihrer Jungfräulichkeit (sei es durch listige Gewalt, sei es durch teuflische Kunst der Verführung) sei er – der Sieger über die Korsaren und der Erretter der adriatischen Freiheit. Auf dem Landgut des Dogen an der Grenze des Staates habe er sie des öfteren gesehen, habe sie umgarnt mit Reden, die er den Heiden abgelauscht und mit flammenden Berichten von seinen Taten. Etliche wollten wissen, er habe sie, nachdem er sie vergebens angefleht, mit Zwang untertan gemacht seinem Willen. Wie denn auch immer sei, allen Fragen gegenüber blieb das Mädchen stumm, und selbst die Tränen hielt es zurück in den verdunkelten Augen. Das Volk aber heulte auf vor Wut und die Frauen weinten in den Gassen. Die hohe Gestalt des Dogen ging gebeugt über die Stufen des Palastes zur Gondel. Dann ergriffen Häscher den Frevler, der sich ihnen willig preisgab, und schleppten ihn vor das Gericht des Rates der Zehn.

Nicht wurde der Spruch, den es fällte, öffentlich verkündet, und das Volk murrte, als es hörte, dass die Hochzeit gerüstet wurde, und besonders die Mönche gingen unter den Türen her und wurden nicht müde von der Schwere des Verbrechens zu reden, bis der Nuntius des Papstes in Rom durch den Mund seines Hausabaten verkünden liess, dass die Taten die der Frevler vordem für die Christenheit verrichtet hätte, trotz allem Werke seien, derer man gedenken müsse. Alles aber wunderte sich, als bekannt wurde, dass das Führerschiff zu neuer Fahrt gerüstet würde und geheimnisvolle Ladung an Bord nehme. Die Hochzeit fand mit Gepränge statt und der Doge stand als Brautvater hinter dem Paare, aber es war als schäue er durch seinen Eidam hindurch immer nur auf die handelnden Hände des Priesters, der seinen Segen sprach. Als dann das Fest der Hochzeit den Höhepunkt erreicht hatte, trat plötzlich in den Saal der Abgesandte des Rates der Zehn und klopfte dreimal mit seinem Stabe an die Tür des Brautlagers. Die öffnete sich und heraus trat mein Ahn in dem gelbroten Gewand, das er trug, da er von seiner Fahrt gegen die Mauren heimkehrte. Gereckten Hauptes und vorwärtsgerichteten Blickes folgte er dem Vollzieher, der ihn durch die Gasse der Gäste, durch die Schar des Volkes hinunter zum Hafen auf das Schiff führte und ihn dort verliess. Das Schiff aber hob den Anker und nahm mit frisch aufspringendem Winde den Kurs gegen Süden.

Da stürzte des Dogen Tochter, der ihre Dienerinnen von einer schweren Ohnmacht abgeholfen hatten, aus dem Palazzo hin an den Strand und ein Schrei drang aus ihrem Munde flehend und voller Schmerz hin über die im Winde aufspringenden Wellen der See. Man sah wie der Mann im gelbroten Kleide auf dem Bug des Schiffes den Kopf noch hinüberwarf und die Arme weit ausbreitete, als wolle er die ganze Stadt umfassen. Plötzlich brachen Flammen aus den Lucken des Schiffes, züngelten vom Winde gepeitscht die Wanten hinauf, sprangen in die geblähten Segel und liessen das Meer weithin purpurrot erglänzen. Mit stockendem Herzen erschaut alles am Land das Schauspiel. Das war das Urteil des Gerichtes der Zehn, das nicht verkündet wurde.

Als nach schwerer Krankheit die Dogentochter genas, hüllte sie sich in die schwarzen Gewänder der Witwenrauer. Nie sah man sie die Kirche besuchen, aber um die Zeit, um die im Markusdom allmorgentlich das Hochamt gelesen wird, stand sie am Strand, von wo das Schiff ausfuhr und starrte mit weiten Augen hin über das Meer. Jedes Wappen ihres Geschlechts an den Wänden ihres Palastes liess sie ausmeisseln, dass der rauhe Stein sichtbar wurde, und bei keinerlei Anlass führte sie es jemals wieder. In ihrem Hause durfte kein Licht angezündet werden. Die Fackeln in den Ringen an der Mauer des Palazzos befahl sie nach dem Boden zu wenden, sodass sie nicht hell brannten, sondern in sich selbst verzehrend schwehend kohlten. Auch die Diener, die ihr die Fackeln bei Gängen vorantrugen, mussten sie nach unten halten, und manch einmal ereignete es sich, dass sie lieber in voller Dunkelheit schritt und ihre Sicherheit gefährdete, als dass sie eine erloschene Fackel wieder zu erzünden gestattete. Niemand hat sie je wieder lachen, aber auch nicht weinen gesehen, und erst, als ihre Zeit gekommen war und sie eines Knäblein genass, schien es ihren vertrauten Frauen, als glitte hin und wieder ein zärtliches Leuchten über ihre bleichen Züge, wie der Widerschein einer fernen morgenroten Erinnerung. Der Knabe aber wuchs in ihrem Hause wohlbehütet auf und ward das Ebenbild des Vaters. Als er in die Jahre trat, da er zum Staatsdienst berufen werden sollte, weigerte er sich verschlossenen Mundes und nahm die Kutte eines Mönchsordens um seine jugendlichen Glieder. Dann aber, als er eines Tages auf einer seiner Predigerfahrten, die ihn weit in die Lande führten, in einem einsamen Schloss an den Hängen des Gardasees die blonde Tochter eines armen Edelmannes erblickte, wallte das Blut seines Vaters in ihm auf. Er umwarb das Mädchen, zwang sie zu sich und erkannte sie. Als der Priester ob seines Gelübdes ihm den Segen verweigern wollte, stellte er sich an die Spitze einer Schar wilder Schwärmer und zog mit einem hellen Heerhaufen vor die Mauern der Stadt Rom. So verlangte er vom Papste, dass er von seinem Gelübde gelöst würde und die Kirche seinen Bund weihte. Er vertauschte von nun an nicht mehr das Schwert mit der Bibel, sondern warb neue Scharen zu seinem Gefolge und war bald dem einen Fürsten Partegänger, bald dem andern, sodass auch ihn Venedig achten musste. Man kann sagen, dass er ein Condottiere wurde, dessen Name von den Wassern des Tessin bis zu den Klippen Siziliens Sturm läutete. Der Fürst von Parma, um dessen Sache er sich grosse Verdienste erwarb, wollte ihn mit einem ehrenreichen Wappen beehren. Da entriss er einem seiner Kriegsmannen eine hellbrennende Fackel aus den Händen, stiess sie dreimal mit der Spitze in den Sand, sodass sie fast erlosch und hielt sie zum Boden gewendet mit gerecktem Arme vor sich hin und sagte: „Dies hier, Fürst, ist mein Wappen, das mir von Geburt an verliehen ist!“ Und seit diesem Tage führte er für sich und seine Nachkommen die nach unten gewandte kohlende Fackel im Wappenschild, sei es, um damit seine Mutter zu ehren und die Erinnerung an ihre treue Trauer nicht vergessen zu lassen, oder sei es, dass sie ihn ein berufenes Symbol seines Geschlechtes dünkte, das besagen sollte: Werden wir durch das Schicksal auch zum Boden gebannt, unsere Flamme erlischt darum nicht! Wir zehren an unserem Eigensten, brennen innerlich und halten uns zum Aufglühen bereit, bis aus unserem Gebein einer ersteht, der die Fackel unseres Geschickes wieder hoch in die Lüfte schwenkt und sie zu neuem Lodern bringt.

(Einer Frau zum Gruss und Dank . . . . .)



### Hermann Hesse / SCHICKSAL.

Wir sind in Zorn und Unverstand,  
 Wie Kinder tun, geschieden  
 Und haben uns gemieden,  
 Von blöder Scham gebannt.

Die Jahre gingen drüber her  
 Mit Reuen und mit Warten.  
 In unsren Jugendgarten  
 Führt keine Strasse mehr.

Ehe ich nun fortfahre über Masaccio zu sprechen bitte ich Sie, zwei Wandbilder miteinander zu vergleichen die denselben Gegenstand zum Vorwurf haben, nämlich „Die Exequien des heiligen Franz von Assisi“ dargestellt einmal von Giotto und ein anderes Mal von Domenico Ghirlandajo. Hören Sie, was Paul Brandt in seinem Buche „Sehen und Erkennen“ über die beiden Bilder zu sagen hat:

„Giotto's Exequien des heiligen Franz gegenüber stellen wir die gleiche Szene von der Hand des neben Benozzo Gozzoti grössten Menschen-Schilderers des Quattrocento, des Domenico Ghirlandajo. Er rückt die Seitengruppen näher an die Mitte heran und verwischt so die scharf einschneidenden Zäsuren seines Vorbildes; er lockert — sehr bezeichnend — die strenge Feierlichkeit wenigstens bei der Chorknabengruppe und verteilt die um die Bahre knienden Brüder anders, um nicht wie Giotto die Rückenansicht dreimal geben zu müssen. An Stelle der einfach ruhig abschliessenden Architektur Giotto's stellt er die Scene in einen säulengetragenen Kirchenraum mit halbrunder Apsis und freiem Ausblick in die Landschaft; die Concha der Apsis tritt kompositionell an Stelle der Himmelfahrt des Heiligen, dem Verlust an ergreifendem Ernst stehen andererseits ganz neue künstlerische Werte als Gewinn gegenüber, vor allem: Lebhaftigkeit der Gestalten und Raumvertiefung. Hier haben wir nicht mehr wie bei Giotto eine teppichartige Flächen - Komposition vor uns, wo eine Figur gewissermassen auf der anderen zu liegen scheint, sondern feste, runde Körper, die



Masaccio / VERTREIBUNG AUS DEM PARADIESE.

ser vielleicht die Unterschiede in ihrer Kunst, die Rundung der hintereinander stehenden Körper, die Wirklichkeit des Raumes, durch den man schreiten, in dem man sich nach allen Richtungen frei bewegen kann, in unserem Falle, auf die Wandmalerei angewandt, sind ein grosser Nachteil. Bei allen, in diesem Falle von Brandt richtig erkannten Vorzügen Ghirlandajo's muss man bei diesem Bilde, da es sich um ein Wandbild und nicht um ein Tafelbild handelt, sagen, dass er das, was seine erste Sorge hätte sein sollen, die Fläche einer Wand zu schmücken, aus dem Auge verlor und in der Wahl der Mittel vollkommen fehlgriff. Ich war dabei stehen geblieben zu sagen, dass Giotto sich, wenn auch nur in bescheidener und zulässiger Weise der Perspektive bedient habe. Sie sehen das auch in dem Bilde der Exequien des heiligen Franziskus. Und dennoch, gerade dieses Bild macht einen sehr flächigen

hintereinander im Raume stehen, und dieser Raum ist nicht mehr eine schmale Bühne mit Seitenkulissen, wie in den Mysterienspielen, sondern ein wirklicher Raum durch den man schreiten, in dem man sich nach allen Richtungen frei bewegen kann. Mit einem Worte: die Raumtiefe, die Tiefendimension ist für die Malerei gewonnen, das Zweidimensionale hat sich den ästhetischen Schein des Dreidimensionalen erobert. Aber nicht Ghirlandajo war dieser kühne Eroberer, es war der grosse Masaccio!

„Eines Mannes Rede ist keine Rede, man muss sie hören alle Beede!“ Nach diesem alten Rechtsgrundsatz handle ich, wenn ich Ihnen hier die Erörterung des Kunstgelehrten vortrage. Mir will aber scheinen, Brandt bewegt sich in Widersprüchen, wenn er einmal das Unflächige der Komposition, die Lebhaftigkeit der Figuren, die Rundung der Körper, die Wirklichkeit des Raumes betont und dann von einem ästhetischen Schein spricht! Der vorgetäuschte Raum ist eben kein Schein mehr und sollte es auch nicht sein, sondern ist Wirklichkeit geworden, Wirklichkeit für das Auge! Und alle die tatsächlichen Vorzüge Ghirlandajoscher Kunst gegenüber Giotto, oder bes-

Eindruck, die Handlung spielt wie auf einer Reliefbühne nicht in die Tiefe hinter die Fläche, sondern auf ihr, von rechts nach links und von links nach rechts. Weiterhin hatte ich gesagt, dass Masaccio, kaum 100 Jahre nach Giotto, sich besonders der Luftperspektive bemächtigte und seine Gestalten von Licht und Luft umflossen darzustellen bestrebt war. Tatsächlich war Masaccio der erste Maler Italiens welcher seine Figuren lebendig und wahr in den Raum stellte, er war dabei gross im Ausdruck und natürlich in den Bewegungen, er war der erste grosse Aktmaler Italiens, der Vorläufer Raffael's, wie Signorelli derjenige Michelangelos ist. In Masaccio's „Aus-treibung aus dem Paradiese“ sehen Sie seine ganzen prächtigen Vorzüge als Maler überhaupt und spüren leise die Nachteile, die aus ihnen in der Zukunft dem Wandbilde erwachsen mussten.

Luka Signorelli (1441—1523) tat den nächsten Schritt auf dieser Bahn die Wand zu durchbrechen. Im Dome zu Orvieto eröffnet er durch gemalte Bögen hindurch dem Beschauer den Blick in luftige Weiten. Merkwürdig ist die Verquickung von solchem Naturalismus und rein dekorativen Elementen, das Hand- in Handgehen von Flächigem und Runden. Einmal überschneidet er, wie hier z. B. in dem Bilde der „Verdammten“ die gemalte Architektur, lässt die



Signorelli / STRAFE DER VERDAMMTEN (Teilstück).

bewegten Menschen unten aus der Wand heraustreten, und andererseits bringt er sowohl die Erzengel und die höllischen Geister durch Nebeneinanderstellen als auch die Masse der Verdammten durch Uebereinanderordnen auf eine Ebene. Dann stört er wieder die Wahrheit der Luft durch Einsetzen von Goldmosaik unter der Scheitelhöhe des Bogens, offenbar um die himmlische Nähe anzudeuten, etwa nach der Vorstellung, dass die himmlische Atmosphäre einem lieblich duftenden, edlen Oele gleich sei, welches sich unvermischt auf der Oberfläche des schmutzigen Sünderpfuhles erhält, indem es auf ihm schwimmt. Bei seiner Auferstehung der Seligen treten die Gestalten ebenfalls aus dem Bilde heraus, zum Teil schreiten sie geradezu in die Kirche hinein, der Erdboden ist mit Blumen bestreut und hier flimmert der ganze Himmel von oben bis unten von goldenen Sternchen und auch die Engel haben Heiligenscheine aus Goldmosaik. Es ist gewiss merkwürdig, dass Signorelli in diesen Wandbildern den oberen Teil vollkommen flüchtig hält, während uns der untere in vollrunden Gestalten entgegentritt.

So steht hier bei dem grössten italienischen Aktmaler vor Michelangelo bezüglich der obersten Forderung, die Wand als eine Fläche zu achten, Zwiespältiges nebeneinander.

Raffael (1483—1520) ging noch weiter wie Signorelli. In seiner „Schule von Athen“, im „Heliodor“ schweift der Blick durch ungeheure Hallen, ebenso in seiner „Messe von Bolsena“, während in seiner „Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse“ das Licht des Mondes und das von Fackeln miteinander streiten, also richtige Lichtstudien, die Freude an solchen Lösungen, neben dem Ereignis, welches erschöpfend zu schildern war, dem Bilde zu Grunde liegen.

Schon Leonardo da Vinci (1452—1519), von dem der Satz stammt: „Die Perspektive ist das Leitseil und Steuerruder der Malerei!“ hatte die Wand des Refektoriums im Kloster Santa Maria delle Grazie in Mailand, auf die er sein berühmtes Abendmahl malte, durch eine geräumige Perspektive durchbrochen und hatte durch einen Tür- und zwei Fensterrahmen hinter der Gestalt des Heilands die Dämmerung des Raumes mit dem Scheine der sinkenden Sonne sich mischen lassen. Gewiss waren noch nie der Raum, das in ihn fallende Licht, wie die sich im Raume befindlichen Personen so sehr als etwas Zusammengehöriges dargestellt worden. Hierunter musste aber das Wandbild als Flächenbild vollkommen zu Grunde gehen und der monumentale Stil, die grosse Klarheit, mussten an der allzu eingehenden, erzählenden Charakteristik jeder einzelnen Figur bis in die Fingerspitzen hinein leiden. Die Malerei hatte unendliche Schönheiten neu erschlossen, aber die grosse Einfachheit Giotto'scher Bewegungen war dahin!



Freskogemälde Raffaels in den Stanzen des Vatikans / DIE SCHULE ZU ATHEN.



## E. W. Chemnitz / NACHDENKLICHER BESUCH IM KINO.

Einmal waren auch wir schuldig. Die andern, damals unschuldig, wenn auch nicht unbetilligt, sind es jetzt.

Man ist ihretwegen viele Wege gegangen, hat Seitenpfade gewiesen, Dickicht auseinander gebogen, und immer war Durchblick und Ziel: eine weiche Wiese im Morgentau, mit den vielen verspritzten Lichtern; oder eine breite Allee, gewölbt über kühler Luft, und mit Sonnensprenkeln wie Fliesenornamentik; ein trauernder Teich, mit hängenden Weiden unter Abendhimmeln und schläfrigen Kreisen um ein melancholisches Boot; oder ein Park, gepflegt, sehr stilisiert, in der milden Unbeständigkeit aller Formen, die den Mondschein so „poetisch“ macht.

Wer aber will diese (zum Teil sehr komplizierten) Eigenheiten? Die Handlung macht dies alles zur Kulisse.

Kulisse sieht man nicht; das heisst: nicht bewusst. Wenn auch seit Reinhardt die „Ausstattung“ wieder mit „spielt“, selbständiger geworden ist, — sie hat sich dennoch (selbstverständlich!) unterzuordnen. Sie hat das zu tun, was ein guter Schauspieler tut: ohne hervorstossen, aufzufallen, Stimmung und Gehalt (etwa umgekehrt?) eines Dramas zum technisch bestmöglichen Ausdruck bringen helfen. Ganz recht: helfen! Ich weiss nicht wer spricht in diesem Zusammenhange vom „Dienen“ als der Tugend des Schauspielers.

Cum grano salis verstanden, ist hier das Ideal. Es bleibt die Frage, wie es zu erstreben ist.

Soviel ist sicher: die Kulisse ist um der Handlung willen da, und nicht umgekehrt! Das ist auch bei Reinhardt nicht zu verkennen, und ich würde es gar nicht betonen, wenn man ihn nicht jenen Vorwurf, mehr oder minder versteckt, gemacht hätte. Als ob er ein Beamter alten Stils wäre!

Die Handlung ist wenn auch nicht das Einzige, so doch das Erste.

\* \* \*

Diese Erkenntnis haben sich die Filmregisseure eingehämmert. Die Mimik wird — wenigstens zunächst — vergrößert; holzschnittartig, oft burlesk hingehauen. Nicht allein aus dem Streben nach unbedingter Deutlichkeit, pflichtgemässen Verständlichsein, und glühend ersehnten Verstandenwerden. Sondern aus dem, vielleicht unklaren, Willen heraus, auch an der einzelnen Person recht viel, recht „laute“ Handlung stattfinden, „geschehen“ zu lassen. Analog erklärt sich das Heftige in jedem harmlosen Gespräch, das aus eben demselben Grunde stets die Tendenz hat, sich zu erregtem Disput zu steigern. Die „grosse Geste“, auf dem Theater bereits leicht komisch, — im Film feiert sie pomphaft ihre Auferstehung. Massenszenen zwingen sich förmlich auf — (es wäre einmal zu untersuchen, ob und welche Verbindungen hier von oder zu Reinhardt gehen) —; Massenszenen, nicht so bühnengebändigt, eher stillos, geboren aus der Freude am Bewegten, Zügellosen, am Tumult, wieder mit der Tendenz des „Geschehens um jeden Preis“, daher wirkungsvoll durch den ostentativen fortwährenden Wechsel des Anströmens, Zusammenrottens, Hin- und Herwogens.

Wer weiss, ob das Kino den Zustrom gefunden hätte, wenn nicht gerade in der kritischen Zeit das Theater „innere Handlung“ geboten hätte.

\* \* \*

Jeder Schauspieler hat — bewusst oder unbewusst — Psychologe zu sein, soll heissen: ausübender, aktiver Psychologe, mit dem Zwang zur Synthese. Erst jetzt sind Meinungsverschiedenheiten möglich.

Der Ibsen-Darsteller muss Psychopath sein, erst recht die Darstellerin. (Ich darf hier wohl an Nietzsches Ausspruch über die Wagnerschen Heldinnen erinnern). Bei zu weit getriebener Analyse versagt meistens die Kraft zur Synthese. Doch das ist gewissermassen ein interner Vorwurf, wie auch das Ziel intern bleibt.

Der Schauspieler Shakespeares sieht sein Ziel in einer andern Sphäre. Dies alles ist für ihn lediglich Technik. Zwar behauptet das der Ibsen-Typ auch, ohne indessen aus dem „lediglich“ die Konsequenz zu ziehen. Shakespeares Schauspieler wächst über den Psychologen-Psychopathen hinaus zum Ethen, zum Metaphysiker. Anders ausgedrückt: er ist kosmisch, Allverbunden: immer im Teil das Ganze. Der Ibsen-Interpret ist Mensch, vorwiegend Nerv: ein Teil überwiegt das Ganze.

Damit wird der zunächst rein prinzipielle Unterschied zum Wertmesser. Nun müssen wir das Eine wollen, das Andere ablehnen. Es besteht kein Zweifel, was wir wählen, was wir wählen.

\* \* \*

Ja, was wir wählten! Damals in äussere Tat übersetzt: wir wählten das Kino, allerdings (unzufrieden) in die Zukunft hoffend. Damals wurden wir schuldig. Wir haben es gebüsst.

Wir wollten: grosse Bewegung, Pathos, kosmischen Rausch. Deshalb bejahten wir alles, was über die gewohnte, „bewährte“ Enge, über alles irgendwie der Schablone Verdächtige hinausreichte. Ich glaube, auch das Chaos hätte uns hingerissen.

Die zuweilen ans Absurde grenzende Grobschlächtigkeit des Films liebten wir, weil gerade die Absurdität von Einfall und Ausführung uns den Bruch mit dem Gewohnten, Gewöhnlichen zu versprechen schien.

Aber alles beruht auf Gegenseitigkeit: das Publikum nahm den Kitsch tastender Anfänge, wollte ihn, und wollte daher nicht weiter gehen, nicht fortschreiten. Es war zum Erschrecken, welches Bedürfnis für den Kitsch sich offenbarte, — ein Bedürfnis, dem der Film erst entgegen kam, dann erzeugend voranging.

So bildeten sich im Kino die Programmzusammensetzungen heraus, wie wir sie ungefähr heute haben. Man bekam verfilmte Hintertreppenromane, in denen es sehr sentimental zugeht, ehe zwei sich kriegen, oder ein sehr gleichgültig aussehender Detektiv ein unschuldiges Mädchen vor Schwerverbrechern schützt, damit es im Mai den sehr edlen Geliebten heiraten kann; oder es gab die andere Sorte: sogenannte „Komödien“, in denen ein Trottel in Reinkultur von einem etwas derben Witzbold schlecht behandelt wird, wobei viel Porzellan in Scherben geht, als Knalleffekt sogar ganze Wohnungen in Trümmerhaufen verwandelt werden. (Uebrigens halte ich darauf, festzustellen, dass diese Art Komik sich bereits vor dem Kriege in den Filmen aller Länder vorfand: in italienischen, französischen, deutschen, amerikanischen, skandinavischen.) Grosse Vorliebe herrschte für Romantische Soldaten-Filme, in denen das historische Kostüm oder ein Phantasiegewand die Aufgabe hatte, irgend eine Rührszene durch Rückdatierung interessanter oder rührseliger zu machen, wenn nicht gar auf gloire-Erinnerungen spekuliert wurde.

Diese letzte Art bereitete in Verbindung mit den „Wochenberichten“ die „Kriegsaufnahmen“ vor, die, allseits propagandistisch ausgenutzt, daher gehörig unterstützt, doch nicht die Verbindung zwischen Heimat und Front herstellen konnten, wie es zu wünschen gewesen wäre. Erstens war jedem Einsichtigen daheim die Verlogenheit dieser gefilmten „Front“ offenbar; zweitens wehrte sich der dem Frontsoldaten von den Kriegsberichterstattern nicht zu raubende letzte Rest Schamgefühl gegen plumpe Verhimmelung seiner Person und Romantisierung seines kümmerlichen Alltagslebens; drittens aber lehnte das eigentliche Publikum wirklichkeitsgetreue Filme als zu uninteressant ab, nachdem der anfängliche Nervenkitzel abgeflaut war. Aber niemals hätten sie allein für sich gezogen! Im Gegenteil! wer möchte auch an „die dadraussen“ so aufdringlich erinnern sein? Man wusste es ja, wie eine selbstverständliche, unabänderliche, etwas unangenehme Tatsache, dass die „tapferen Feldgrauen“ oder die „armen Soldaten“ dadraussen, irgendwo im Unbestimmten, scheussliche Sachen tun und erdulden mussten! Wozu also noch darüber reden? noch besonders darauf hinweisen? Wahres Heldentum ist doch stilles Heldentum. Na also!

Dieser — wenn auch selten unverhohlen ausgesprochenen, so doch tatsächlich vorhandenen — ablehnenden Einstellung liegt ein Moment zu Grunde, das zwar auf einem ganz andern Gebiete zu suchen ist, wohl aber die eigentliche Ursache jener Einstellung ist. Und zwar ist dies mit der Anforderung, die man an den Film überhaupt stellt, auf das Engste verknüpft.

Nämlich: diese „Kriegsberichte“ erfüllten nicht, wenigstens auf die Dauer nicht, die Sehnsucht nach der grossen Gebärde, das Verlangen, die eigne Wirklichkeit „dramatisch“, richtiger: theaterhaft gesteigert zu sehen. Man empfand sie als Zeitung, — also ebenso langweilig wie die „Wochenberichte“ der Friedenszeit, — als einfache Photographie von Begebenheiten, eine an die andere gereiht, ohne Zusammendrängung, Zuspitzung, mithin ohne die Möglichkeit, die Spannung der primitivsten „Kunst“-Filme zu erleben.

Ausserdem: man fühlte sich belehrt. Das Publikum will aber nicht belehrt, sondern hingerissen, nicht überzeugt, sondern überwältigt sein! So zieht am naturwissenschaftlichen Film nur die Ueberraschung, dass es dort Seltsamkeiten gibt, wo man nichts Besonderes vermutete. Nur nichts „Seriöses“ („ernsthaft“ gibt hier den Sinn nicht ganz), nur keine Nutzenanwendung! denkt das Kinopublikum.

Von uns aus gesehen, liegt der Fall so: die auf diesen Gebieten unternommenen Versuche, das Kino zu „heben“ — eine Notwendigkeit, die wir schwerlich zuletzt bestreiten würden —, leiden an dem elementaren Fehler, dass sie sozusagen statt der Handlung . . . Kulisse geben, statt des Geschehens . . . Hintergrund, statt des Werdens . . . Zustand, Sein. Deshalb konnten sie den Kitsch nicht verdrängen. Wollte man wirklich zur „Kunst“ kommen, so mussten die gewohnten, geforderten Stücke, Dramen oder wie man diese handlungsstrotzenden Filme nennen will selbst veredelt werden.

\* \* \*

Sicherlich liess man es auch hier nicht an Versuchen fehlen. Bedeutende Mimen stellten fabelhafte Leistungen nach aussen. Ich brauche keine Namen zu nennen; man weiss es.

Ganz abgesehen von den Disharmonien im Zusammenspiel des Durchschnitts-Personals mit dem grossen Gaste, woran jedes Gastspiel krankt, — es wurde im Ganzen nichts restlos Befriedigendes erreicht.

Zunächst: es musste einen Rückfall in die Ibsen-Manier geben. Denn dazu fordert die photographische Genauigkeit des Films heraus: jedes freie Stück Haut wird Nerven-Endigung, das jedes Reagieren auf jeden Reiz in Aeusserung übersetzt. Zwar konnte man ohne die gewöhnliche grobe Mimik auskommen, aber — und das mussten wir einsehen — man gelangte über das „Technische“ nicht hinaus, konnte nicht darüber hinaus gelangen.

Denn das eigentlich Shakespearsche, das Kosmische liegt jenseits der Technik. Ist transzendent. Ich möchte vergleichsweise sagen: die Erscheinung, genial erfasst, kann das An-sich ahnen lassen; ohne es darstellen zu können, seine Ahnung übermitteln, wachrufen; es suggerieren mittels Stilisierung, durch Herausarbeitung des Prägnanten. D. h. also: die Technik ordnet sich unter; hier angewendet; die mimische Technik unterstreicht die Absicht des Dramatikers, macht die „Erscheinung“ der Person (und ihrer Sprache!) transparenter, erleichtert die Suggestion des An-sich, der Wesenheit. So greift auf der Bühne die „Erscheinung“ hinter sich, über sich hinaus. Es bleibt die Frage, ob es ohne Klangwirkung (Sprache) möglich ist, den „metaphysischen Raum“ zu schaffen.

Der Film ist die Erscheinung der Erscheinung. Auch er weist hinter sich, deutet auf die „Ursache“ (mit Vorbehalt!), welche aber eben Erscheinung ist. Im Gegensatz zur Malerei, die das Bedeutsame hervorheben, durch die Technik das Prägnante unterstreichen kann — es kommt sehr auf die Behandlung der Hinter- und Nebengründe an! —, bleibt hier die Technik für sich, ist ihrer selbst wegen da. Dort Wahrheit, hier Wirklichkeit. Dort „Raum“, hier „Fläche“.

So entsteht das Missverhältnis zwischen Forderung und Erfüllung. Handlung und Kulisse werden ebenbürtig, ohne dass die Kulisse ihr Eigenleben ganz zurückerhielte. Sie töten sich gegenseitig, und die unerbittliche Genauigkeit der Photographie, nicht ohne Schuld, lässt uns diese Erdrosselung in ihrer ganzen Trostlosigkeit erkennen, sodass die Verzerrung zur Groteske uns unmöglich gemacht ist.

\* \* \*



# Adolf Halm. „DER HOLZFÄLLER“. Von Ferdinand Hodler. (Berner Kunst-Museum).

Vorbemerkung: Die Bezeichnungen „rechts“ und „links“ sind im allgemeinen vom Standpunkt des Beschauers aus angewendet. Ist von der Figur des Holzfällers die Rede, so ist dessen Stellung zum Betrachter massgebend.

Wenn ältere Maler den gleichen Vorwurf wählten, so schufen sie wohl ein erzählendes Bild, traten an ihre Aufgabe heran mit einem Hauptinteresse am Beleuchtungs- und am Farbenproblem. Denn, da die Holzhauer mit dürrer Astwerk große Feuer zu schüren pflegen, lockt es den Maler, die farbigen Lichtreflexe festzuhalten, die über die Menschengestalten, über den Waldboden, die Säume der Bäume und über die Schneiden der Aexte hinausgehen. Oder der Künstler malte in der Art Leibls oder Defreggers den wetterstarken Charakterkopf eines Holzfällers. Ob aber je ein Maler die Handlung des Holzfällens so in sichtbare Bewegungsphänomene umzusetzen vermöchte wie Hodler, bezweifle ich.

Tritt man vor das Bild Hodlers, so ist der erste Eindruck der, dass die in den Händen des Mannes hochgeschwungene Axt im nächsten Augenblick in den schon angehauenen Baum niedersausen wird. Dieser erste Eindruck ist zwingend, und damit erkennen wir, dass Hodler seine Bildaufgabe gelöst hat. Aber: wie löst er sie? Mit welchen Mitteln zwingt er unser Auge, in uns die Illusion zu projizieren, das faktisch Unbewegte bewege sich mit ungeheurer Wucht? Ich will versuchen, in Worte zu übersetzen, was Hodler in sinnfälligen, sichtbaren Ausdrucksmitteln geformt hat. Wenn ich dabei deduktiv verfähre, während der Maler vermutlich einen mehr induktiven Weg ging, so geschieht das nur, weil ich glaube, so am besten zu meinem Ziele zu gelangen.

Das Bild passt sich unten mit einem schmalen Erdstreifen (der ein Fünftel der Bildhöhe einnimmt), rechts und links mit den beiden senkrechten Baumstämmen und oben (in etwa) mit der kleinen Horizontalwolke dem hochgestellten Rechteck des Rahmens ein. Hintergrund gibt die grau-bläuliche, kaum differenzierte Fläche des Himmels. Auf diesem stillen Unter- und Hintergrunde gestaltet der Künstler dramatische Bewegung. Zu ihr leitet er in origineller Weise zuerst über, indem er am vorderen Bildrande, von der unteren Ecke links etwas seitlich verschoben, einen dritten Baumstamm, den angehauenen, gibt. Damit ist der erste entscheidende Schritt getan. Denn jetzt schon verfolgt das Auge des Betrachters unwillkürlich die (gedachte) Verbindungslinie von dem Fuss des Mannes vorne links zu dem des Stammes hinten rechts. Diese Linie aber ist diagonal und durchbricht also das unbewegte System der Senkrechten und Wagrechten. Die Silhouettenlinien des angeschlagenen Baumes verstärken diese erste Bewegung, da der Stamm sich nach links aus dem Bilde hinaus neigt. Zur Betonung dieser Schrägen zeichnet Hodler hinter dem Baume rechts im Umriss des Felsblocks die Kontrast-Bewegung. Und er unterstreicht sie, indem er dem Stile der schwingenden Axt und dem linken Beine des Mannes annähernd parallele Richtung gibt. Bei der Betrachtung der Axt wird uns eine Ueberraschung. Denn von ihrer oberen Schneidenecke tastet unser Blick immer wieder zum Fusse des sinkenden Baumes und wieder hinauf; und wir sehen, dass diese durch das ganze Rechteck fahrende Diagonale auch die rechte Fussspitze des Mannes berührt. Wir finden noch mehr solcher schrägen Verbindungslinien, die vom Baum zum Fusse des Mannes, zu jeder der beiden Fäuste, welche den Axtstil umklammern, oder zum Ende des Axtstiles führen. Die erwähnten sind nicht alle. Zu ihnen ist auch eine Gegenlinie von unten rechts nach oben links aufzuweisen, die sie im Bilde bindet. Denken wir uns einmal alle diese Linien in das Bild eingezeichnet, so fällt uns auf, daß die Silhouette des Holzhauers mehrfach, das rechte Auge und die Astreste an seinen Köpfen von ihnen berührt werden, dass ferner ein Teil von ihnen angeknüpft erscheint an die Astreste an den Stämmen der Nadelbäume, gleichsam Schnüre, die von Nägeln gespannt erhalten werden. Endlich bemerken wir, dass bei der Figur des Mannes die Falten in Hose und Hemd mit den zunächst passierenden Linien entweder parallel laufen, oder gar sich decken.

Wir stellten bisher einmal ein System von Vertikalen und Horizontalen fest, dann fanden wir das System der Schrägen, die von unten links ausstrahlend die obere rechte Bildecke in lauter spitzen Winkeln umgreifen. Wir werden noch ein Drittes finden, das die entscheidende Wendung vom bloss Gerad-Linigen und vom Flächigen ins Körperliche bringt. Diese Wendung kommt hier durchaus nicht hauptsächlich durch Licht und Schatten und die Farbe, sondern wieder durch die Linie zustande.

In das System der Schrägen hineingestellt ist der Holzfäller. Von seiner rechten Fussspitze greift die Bewegung gewaltig schräg hinauf bis zu seiner linken Faust; über den Körper leiten dabei die Falten des Hemdes. Aber diese Schräg-Bewegung ist nicht mehr die gerader, sondern leidenschaftlich geschwungener Linien, die die Form eines umgekehrten, langgezogenen S, also Z ergeben. Dieses Motiv steigert der Künstler ins Grandiose, indem er die Bewegung im Axtstil und in der Axt selbst fortführt und zur Umkehr zwingt. Arm, Axtstil und Axt ergeben die S-Form. Dabei spielt sich die ganze, grosse Bewegung nicht nur in der Ebene der Bildfläche ab, sondern sie drängt zugleich aus dem Bilde heraus, auf den Beschauer zu. Das Knie des Mannes ist nach vorne links gekrümmt, die geballte Faust, auf der ein Lichtakzent liegt, greift nach vorne zu, der Stil und die Axt mit dem Schwerpunkt hinten in der Breitseite reissen die Bewegung ins Bild zurück; die nach vorne rechts zeigende Axtschneide reckt sie wieder vor bis zum Punkte labilen Gleichgewichtes. Der Eindruck des Gleichgewichtes wird suggerierend, wenn wir die Bewegung des rechten Beines und des rechten Armes verfolgen. Diese Bewegung, die sich im Knie nach vorne links spannt, sich in dem Körper gleichsam in die Bildfläche zurückzieht, im Ellbogen wieder vorschießt und dann vom muskulösen Unterarm mit der geballten Faust (Lichtakzent!) wie von einer mächtigen Stahlfeder zurückgepresst wird, mit dem einzigen Halt des schwebenden Axtstiles. Die Faust aber drückt. Noch eine Sekunde, und sie presst die Axt aus dem Gleichgewicht, dass sie in riesigem Bogen aus der Bildebene herausfährt.

Aber noch ist nicht alles geklärt. Noch haben wir nicht erschlossen, warum die Axtschneide notwendig nach links in den Anschnitt des Baumes treffen muss. Betrachten wir denn bei dem Manne die Ausdrucks-Bewegung des linken Beines und des rechten Armes! Die Zehen des Fusses sind auf den Boden aufgepresst (Lichtakzent!) Der hervorquellende Muskel der Wade lässt das Knie nach vorne federn. Aber der Oberschenkel greift die Bewegung bildeinwärts (begleitender Lichtakzent!), und der aus der Fläche scharf nach hinten gedrängte Leib (stärkerer Lichtakzent!) macht die Suggestion vollständig.

Doch der Arm reißt die Bewegung wie in einem Wirbel herum, zwingt sie stählern, arbeitend aus der Fläche nach vorne rechts, bändigt sie in dem gespannten Unterarm. Und schon stemmt sich mühsam ringend die linke Hälfte des Oberkörpers entgegen. Die linke Schulter zwingt sich enge zusammen. (Stärkstes Licht auf der linken Brustseite, das ergänzt wird durch die Lichter auf den Händen und dem Axtstil und nach unten auf dem Leibe). Der Kopf zieht sich tief in die Schultern, das Gesicht presst sich in Anstrengung zusammen, der Mund öffnet sich, der Blick sucht aus den verkniffenen Augen die Stelle des Anhiebes.

Jetzt muss der Oberkörper sich in den Hüften von rechts nach links vordrehen, vorschnellen — — — Die Axt zischt, fällt, trifft schneidend in den Baum!



KONZERT IM HOTEL MONTANA LUZERN,  
23. JANUAR 1919.

(Professor Georg Liebling, Klavier; Frau Adele Stoll-Degen, Sopran; Fräulein Anne-Marie Schnorrkopf, Violine).

Nicht wahr, mein Herr, der sarkastische oder geist-  
triefende oder Unflatspritzende Griffel ihrer alles durch-  
dringenden spitzfindigen Kritik setzt dort ein, wo er im  
Kunstwerk eine — nb! nach Ihrer Ansicht, Herr Kritiker —  
schwache oder schadhafte oder misslungene Stelle er-  
späht?

Nu, das is doch der Beruf vom 'e Kritiker, wissen Se!  
Und was gut ist am Kunstwerk, und was alle Schau-  
enden oder Hörenden entzückt — nb! bis auf Sie, Herr  
Kritiker! — das übergehen Sie gewissermassen mit einem.  
— nun, wie soll ich sagen, damit es Ihnen zu Gesicht  
steht — mit einem bullbissigen Knurrton aufgezwungener  
Anerkennung, als wollten Sie sagen: „Nu ja, es findet  
auch emol e blindes Huhn . . .!“ Nicht wahr?

Nu Gott, das Gute versteht sich doch von selbst!  
Nur nicht bei Ihnen. Denn Sie — Sie ärgern sich,  
wenn andre was zu loben haben. Sie möchten platzen  
vor Wut, wenn andre begeistert applaudieren. Und aus  
Rache wirbeln Sie einem dann soviel Staub in die Augen,  
dass der Laie ganz dumm und blind vor seinem eigenen  
Urteil steht.

Laien haben überhaupt kein eigenes Urteil zu haben!  
Nein, nur der Kritiker!  
Laien sind überhaupts überflüssig bei der Kunst,  
hören Se!

Ausgezeichnet! Ganz meine Ansicht! Wenn's nach  
mir ginge, ich würde jedem Kritiker mitten im Theater-  
oder Konzertsaal ein Postament errichten. Und da würde  
ich ihn hinaufstellen mit einer grossmächtigen Brille auf  
der krummen Nase und einem Füllfederhalter, der mit einem  
2-Kubikmeter-Reservoir verbunden ist, und irgendwohin,  
wo's der Vogel Strauss auch hat, würde ich ihm zur  
Dekoration ein Rad prächtiger Pfauenfedern stecken, und  
auf alle vier Seiten vom Postamentel würde ich schreiben:  
„Ich! — Ich! — Ich! — Ich!“

Hm! (Der Kritiker lächelt geschmeichelt).  
Und an alle Türen würde ich schreiben lassen:  
„Eintritt für Laien verboten! Und auch: „Hier gibts nur  
ein Urteil: meines!“

's is der e dummes Volk, die Laien!  
Gewiss, Herr Kritiker! Nur lässt sich diesem Volk  
leider nicht immer befehlen. Manchmal, wenn auch nur  
selten, hat es eine eigene Meinung. Es ist eben da und  
man muss damit zählen. Sie müssen in Gottes Namen  
doch rechnen mit einem „Volksurteil“!

Was kümmert mich das Volksurteil? — „Volksur-  
teil!“ was e Wort! — Ich — ich schreib die „Zeitungs-  
kritik“!

Ja so!

Strahlender Lichterschein über strahlenden Gesichtern  
schöner Frauen, über schimmernden Toiletten, über sich  
neigenden, wigenden schlanken weissen Hälsen und  
Nacken. Lichterschein über tadellosen Scheiteln, dunkeln

Abendröcken und lebhaften Uniformen. Ein leises Sich-  
Unterhalten, ein lauterer klingendes Lachen, ein gedämpftes  
Sich-Begrüssen, Sich-Kennenlernen; mokant dort ein  
Scherz aus bartlosem Mund, verschwiegen hier ein Flirt  
unter langen Wimpern. Aber alles: Erwartung, sensible  
Spannung. — Die Nervenspitzen liegen an der Aussen-  
fläche der Haut.

Violine und Klavier klingen. Rasch ist die Hörer-  
schaft von den warmen lebensvollen Harmonien des  
Allegro con spirito der Liebling'schen Sonate ge-  
fangen. Bald gewinnt man den Eindruck, dass sich die  
beiden Interpreten (Fräulein Schnorrkopf und Herr Lieb-  
ling) innig verstehen in dem klangreichen dramatischen  
Salonstück, und das leicht beklommene Gefühl, das sich  
anfänglich dem einen oder anderen aufgedrängt haben  
mag, wie wird die Dilettantin neben dem Klavierlöwen  
bestehen, macht einer angenehmen Ueberraschung Platz,  
die so erlösend und wohlthuend auf den Hörer wirkt.  
Gut und wacker führt die schlanke weisse Gestalt dort  
droben ihren Violinpart durch, sicher zu Dank des bei-  
fallsfrohen Publikums und zur vollen Zufriedenheit ihres  
Meisters.

Nach einer Pause lauscht man entzückt von neuem  
auf. Wie klingt das lieblich — Schumann's „Mond-  
nacht“, wie perlt und quillt das silberhell, Ton um Ton,  
müheles und sicher aus dem Mund des zierlichen Roko-  
koffigürchens. Und wie dann Brahms bemeistert wird!  
Bravo! Sie haben Blumen und Beifall und rascher schla-  
gende Herzen verdient, gnädige Frau.

Nun spielt Professor Liebling Chopin: Ballade-Not-  
turno-Walzer. Da darf ein Laie nichts sagen: Er spielt  
eben mit dem Können des fertigen Meisters, dessen  
Nerven und ganzes Innenleben in der Berührung mit  
den Tasten auf die Seiten übertönt.

Wieder klingt Fräulein Schnorrkopfs Violine (Beet-  
hoven, Padre Martini, Gossec) und wieder füllt hiernach  
der silbernen Stimme schadloser Klang den festlichen  
Raum (Schubert, Wolf). Und schliesslich erzählt uns  
Professor Liebling von Liszt. Aus dem Stegreif, spring-  
gend, humorvoll, dem Augenblick sich gebend, kaum er-  
müdend führt er seine Hörer in das Lehrzimmer des  
aufrechten Meisters mit der Warze und im langen Priester-  
rock. In raschen Strichen gibt er ein lebenatmendes Bild  
des lebenswürdigen, gutmütigen, geistreichen-sarkas-  
tischen Rapsodien-Dichters. Und der Vortragende spielt  
selbst eine lebendige Rolle in seinem Vortrag, da er doch  
im wahrsten Sinne des Wortes der einzige — „Liebling“(s)-  
schüler Liszts war. So weit hatte es nicht einmal d'Al-  
bert gebracht. Und nach dem Vortrag lässt er seinen  
grossen Meister selbst in der gewaltigen Tonfülle zweier  
Rapsodien zum lauschenden Publikum sprechen.

Als der grosse Beifall verrauscht war und man mit  
einem tiefen Aufatmen den wohligen Bann von sich  
streifte, da waren zwei und eine halbe Stunde so behend  
vergangen, als hätte ihnen Chronos eigens Flügel an-  
geschnallt. Aber nein! Die hatten Flügel den Stunden  
gegeben, welche in so hervorragender Weise längst tote  
Meister und Geister wachgerufen hatten, welche so meister-  
haft ein Programm aufstellten, das keine Ermüdung,

keine erschaffende Pause beim Auditorium eintreten konnte. Gewiss, es ist doch eine Kunst, ein Programm schwerer Musik so aufzubauen, dass das Publikum die ganze Zeit über in regem Kontakt mit den ausübenden Kräften bleibt. Selbst wenn man dem Geschmack des Publikums Rechnung tragen müsste! Nicht wahr, Herr Kritiker?

Püh, man darf dem Publikum keine Konzessionen machen.

## VON DER LEHRERFORTBILDUNGSANSTALT BASEL.

Wesen des Austausches der aus englischer Kriegsgefangenschaft stammenden Internierten wurde am 14. Dezember eine ausserordentliche Abgangsprüfung vorgenommen. Es unterzogen sich ihr mit Erfolg aus Kurs IV die Herren Vizefeldwebel Wettach, Unteroffizier Schiller, Gefreite Schulte - Rebbel-

mund, aus Kurs V Vizefeldwebel Rotter und Przibylla. Alle ausser Wettach traten am 18. Dezember die Heimreise nach Deutschland an. Die ordentliche Prüfung von Kurs IV fand am 21., 22. und 23. Januar unter dem Vorsitz des Reichskommissars Geheimen Oberregierungsrats Dr. Armbruster statt. An ihr nahmen teil die Herren Leutnant Volk, Vizefeldwebel Wettach, Unteroffizier Wagner, Gefreiter Zierlow, Soldat Ostermann, Soldat Treinen, Soldat Wetzel. Alle bestanden die Prüfung. Am 24. Januar nahm Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Armbruster eine Berücksichtigung der übrigen Klassen vor und äusserte seine volle Zufriedenheit mit den Leistungen der Anstalt.

Mit Abschluss von Kurs IV treten folgende Lehrer aus dem Lehrkörper der Anstalt aus: Die Herren Professor Dr. Wendland, Professor Dr. Toel, Pfarrer Wildenhues, Sekundarlehrer Herzog und Turnlehrer Frei. Für ihre erspriessliche Arbeit im Interesse der deutschen Internierten sei ihnen auch an dieser Stelle der wärmste Dank der Anstalt ausgesprochen.

Das Lehrerkollegium der Anstalt besteht nun aus 18 Lehrkräften. An Schülern zählt die Anstalt noch die im V. Kurse enthaltenen Hilfslehrerklasse mit 36, die Seminaroberklasse mit 3, die Seminarmittelklasse mit 6 und die Seminarunterklasse mit 3 Schülern. Die Prüfung dieses Lehrganges ist auf den 3., 4., 5. und 6. März festgesetzt.

## GERSAU.

Am 21. und 22. Januar fand hier die erste Kriegstreifeprüfung der Abiturienten statt, nachdem die schriftliche Prüfung in den Tagen des 13. bis 17. Januar erledigt worden war. Den Vorsitz in der mündlichen Prüfung führte der Reichskommissär für die Prüfungen in der Schweiz, Herr Geh. Oberregierungsrat Keim, vortragender Rat im badischen Kultusministerium. Als Gäste waren anwesend Herr Obersleutnant Nolte-Luzern, Herr Hauptmann Grahl-Gersau und als Vertreter der Deutschen Gesandtschaft Herr Oberlehrer Plass-Bern. Von den

12 Prüflingen bestanden 11 die Prüfung und zwar die Lts. Englert, Hartmann, Isenberg, Haarmeyer, Hiersemann, Wilkening, Babczynsky, Röpe und Weise und die Mannschaften Heinrichsen und Graffstädt. Einer erhielt die Gesamtnote I, 4 II und 6 III. Die nächste Kriegstreifeprüfung wird voraussichtlich Ende März oder Anfang April stattfinden. —

## BRUNNEN.

Der Int. Levermann, Ludwig, R. I. R. 15/2, aus Destel i/Westfalen arbeitete auf einem hiesigen Sägewerke. Am 3. Januar Morgen schiffte er sich mit drei Schweizer-Bürgern auf einem Kahn nach Flüelen ein, um von dort Holz nach Brunnen zu transportieren. Auf der Rückfahrt überraschte sie beim Rütli der Föhn, der auch in anderen Gegenden der Schweiz so ungeheuren Schaden angerichtet hat. Solange die Schiffer im Schutze des Urnis-

berges fuhren, ging die Fahrt vor dem Föhn glatt vonstatten. Als sie aber am Schillerstein vorbei auf Brunnen zu halten mussten, fasste sie ein heftiger Nordwind, der den Mast brach und die Ladung auf eine Seite warf. Das Boot lief voll Wasser, ehe das Holz wieder richtig verstaubt werden konnte. Dabei ging ein Schweizer über Bord und konnte noch nicht aufgefunden werden. Dem zweiten Schweizer gelang es, sich an den Steuerarm zu klammern und sich so über Wasser zu halten. Die beiden andern, unter ihnen der Internierte, krampften sich in dessen Kleidung. So trieb das Boot auf dem See. Die Hilferufe gingen in dem Geheul des Sturmes unter. Nach einer Stunde mussten die beiden vor Ermattung die Kleider des höher Hängenden fahren lassen und ertranken im Boot. Nur einer blieb am Leben, der mit den beiden Toten, im Boot an Land getrieben wurde. Tieferschüttert umstanden am andern Morgen Einwohner und Internierte das Totenschiff.

Nun schläft unser Kamerad, der eine Frau mit drei Kindern hinterlässt, auf dem ev. Friedhofe in Ingenbohl. Bürger und Internierte begleiteten ihn zur letzten Ruhe. Herr Pfarrer Schrenk gedachte seiner am Grabe mit warmen Worten: „Auch er war ein Held.“

## LUZERN.

Hier starb am 2. Nov. 1918 die ehrwürdige Schwester Maria Theobalda Eberle, Krankenschwester vom Kloster Baldegg (Kt. Luzern). Dieselbe war mehrere Monate mit unermüdlichem Eifer im Dienste der verwundeten und kranken deutschen Internierten tätig im hiesigen Interniertenspital „Terrasse“. Bei der Pflege von grippekranken Internierten zog sie sich selbst diese tückische Krankheit zu, der sie als ein Opfer ihres Berufes erlag. In dankbarer Anerkennung legten an ihrem Grabe die deutschen Internierten einen Kranz nieder. Ihre Dankbarkeit geht über das Grab hinaus.

Schriftleitung der Deutschen Int.-Zig.: Leutnant Chemnitz in Verbindung mit Prof. Woltereck, Bern, Effingerstr. 6 a.

## Todes-Anzeige

Am 2. Februar verstarb in Arosa an den Folgen seiner im Felde erhaltenen schweren Kopfverwundung der zur Abteilung für Gefangenenfragen kommandierte Oberleutnant im Husarenregiment 7

### Anton Wilhelm

Prinz und Herzog von Arenberg

Prinz Arenberg war 1 1/2 Jahre bei der Abteilung beschäftigt und hat sich durch seine aufopfernde Tätigkeit reiche Verdienste um seine kriegsgefangenen Kameraden erworben. Sein liebenswürdiges und bescheidenes Wesen hat ihm bei allen die ihn kannten, bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen gleich beliebt gemacht.

Erst die Vorboten seines nunmehr erfolgten, so sehr beklagten Endes haben ihn dazu vermocht, sein mit tiefstem Pflichtbewusstsein verwaltetes Amt niederzulegen. Das lange qualvolle Leiden, welches seinem jungen Leben ein Ende machte, hat er mit bewundernswerter Geduld ertragen.

Das stets treue Andenken der Abteilung hat er verdient und erworben.

#### Ahlers

Oberst z. D. und Vertreter des Kriegsministeriums in Gefangenenfragen bei der Deutschen Gesandtschaft.

# ? Wer ?

kann von den Internierten

## Auskunft geben

über das Verbleiben des  
deutsch. Kriegsgefangenen

### Richard Scholz

vom Jäger-Bataillon 4, Naumburg,

der merkwürdigerweise als  
Zivilgefangener geführt

wurde. Seit 18. 2. 18. hat die

Mutter keine Nachricht. Das

Rote Kreuz teilte ihr mit,

daß Scholz im Aug. 18 im

Hopital départemental de la

Roche-sur-Jon (Vendée),

zuvor in Noirmoullet war.

### Leutnant d. R. Otto Schröder

Basel, Kluserstr. 12

## Hotel und Restaurant Splendid-Tonhalle · Montreux

# Julius Brann & Cie. <sup>K.</sup>/<sub>G.</sub> Bern

Marktgasse 6

20 eigene und angeschlossene Geschäfte in  
der Schweiz • Zentralverwaltung in Zürich

Marktgasse 6

Wir unterhalten  
grosses Lager in warmen

### Winterwaren

in nur guten Qualitäten  
zu vorteilhaften Preisen.

### Internierte

erhalten bedeutende  
Preis-Ermäßigung!

### WIR EMPFEHLEN UNSERE REICHHALTIGEN SORTIMENTE IN

Herren-Oberhemden, weiss	Herren-Socken . . . . .
Herren-Oberhemden, farbig	Herren-Handschuhe. . . .
Herren-Oberhemden, porös	Herren-Kragen . . . . .
Herren-Trikohemden. . .	Herren-Manschetten . . .
Herren-Nachthemden . .	Herren-Krawatten. . . . .
Herren-Unterhosen . . . .	Herren-Taschentücher . .
Herren-Unterjacken. . . .	Herren-Portemonnaies . .
Herren-Hosenträger. . . .	Herren-Taschenmesser . .

Wir unterhalten  
grosses Lager in warmen

### Winterwaren

in nur guten Qualitäten  
zu vorteilhaften Preisen.

### Internierte

erhalten bedeutende  
Preis-Ermäßigung!

Auswahlsendungen nach auswärts bereitwilligst und schnellstens.

Der  
Naturwissenschaft  
gehört die Zukunft!

Alle, die Belehrung in unterhaltender Form suchen,  
treten dem

**KOSMOS** bei. Für **M. 3.90**

im Halbjahr erhalten die Mitglieder im Jahr 12 reich-  
illustrierte Hefte Handweiser und 4 prächt. Buchbeilagen.

**Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart 33**

**Welti & Lehmann, Luzern**

Schweizerhofquai 4

*So lange Vorrat* Herren-Oberhemden *So lange Vorrat*  
Nachthemden Schlafanzüge etc.  
zu sehr günstigen Preisen.

**Theater-Kaffee**  
**Bern**

Theaterplatz

Bellebter Treffpunkt der Internierten, Theaterkünstler und -Besucher

VORZÜGL. WEINE. PILSNER UND  
SCHWEIZERBIER. GUTE KÜCHE

BILLARDS

DEUTSCHE ZEITUNGEN UND ILLUSTRIERTE

**KaufhausLouvre**

Bahnhofplatz **Bern** Bahnhofplatz

Beste und billigste Bezugsquelle  
für sämtliche Bedarfs-Artikel

Internierte erhalten 10 Prozent  
Ermäßigung



**UHREN**



**UHREN**

**GEORG GOESER IN ZÜRICH**

UHRMACHER - BAHNHOFSTR. 78

VERTRETER DER CHRONOMETERFABRIK VACHERON & CONSTANTIN IN GENÈVE  
REPARATURWERKSTÄTTE FÜR EINFACHE UND KOMPLIZIERTE UHREN



**Erstes Spezialhaus der Schweiz  
für feine Reiseartikel, Lederwaren**

**Ledergalanterie**

Eigene Kofferfabrik.  
Reparaturen schnellstens

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte  
Telephon Selnau 5042 Reellste Bedienung

Herrenwäsche  
Damenwäsche  
Kinderwäsche



Herren-Kragen  
Manschetten  
Handschuhe  
Cravatten und  
Selbstbinder  
Unterkleider  
Pyjamas  
Herren-Socken  
Strümpfe  
Hosenträger  
Sockenhalter  
Kragen- und  
Manschettenknöpfe  
Seidene Gürtel  
Taschenfächer

Telephon 8.60  
Kramgasse 55  
Grand' Rue 55

**S. ZWYGART**

**Moderne Filzhüte**

in großer Auswahl

**Hutgeschäft Zurbrügg**

Ecke Spitalgasse No. 2, Bern

Für Internierte Ermässigung

**Herrengarderobe**

in feiner Ausführung erhält man vorteilhaft bei

**R. Boese, Schneidermeister, Bern**

Maulbeerstr. 5, l. Tel. 60.10. Mitglied d. Deutsch. Kriegerbds.

**GROSCH & GREIFF A.-G.**

MARKTGASSE 10

**BERN**

MARKTGASSE 10

**MODERNES KAUFHAUS**

Grosse Auswahl in allen Bedarfsartikeln  
Gute Qualitäten zu billigsten Preisen

**DIE INTERNIERTEN ERHALTEN RABATT**

# Rinners Wiener Café

Holländische Likör-Stube  
Münchener Kindl-Keller



Täglich 4 Uhr Thee-Konzert  
Abends Künstler-Konzert  
6 Billards 1. St. Bachus-Stube 1. St.  
Ungarische Kapelle Bérsi.

# PIANOS

LIEFERT VORTEILHAFT  
AUCH GEGEN BEQUEME  
RATEN UND IN MIETE

**F. PAPPÉ-ENNEMOSER**  
BERN - KRAMGASSE 54

**FEINE  
GOLD &  
SILBER-  
WAREN**

**Fr. Hofer**  
Goldschmied  
Bern

29 Marktgasse

# Zigerli & Cie., Bern

Spitalgasse 14

Bijouterie u. Uhren. Berner Filigran

Altbewährtes  
Spezial-Haus

für

**Herren-Wäsche**  
Unterkleider, Strumpfwaren

**Eug. Lenzinger**

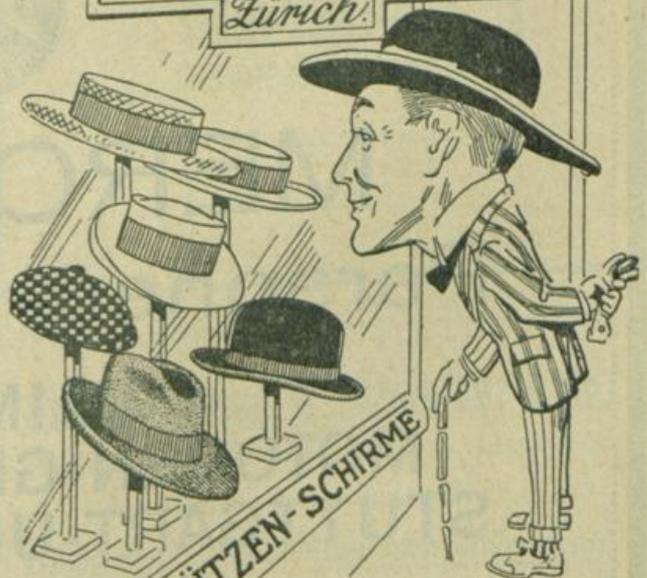
Bern, Marktgasse 50

Gegründet 1833 - Telephon 588

10 Prozent f. Internierte

Versand nach  
auswärts

*F. Böttcher*  
*Limmatquai 24 u. 88.*  
*Zürich.*



HÜTE-MÜTZEN-SCHIRME

Internierte  
erhalten

10% Rabatt

# LYRA- ZIGARETTEN

## Nur Qualität



MERCEDES-  
Personen-Kraftwagen

DAIMLER-  
MOTOREN-GESELLSCHAFT  
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

**Filiale für die Schweiz: Zürich, Börsenstr. 14**

Telegramm-Adresse: MERCEDESAUTO, Telephon SELNAU 6510

# TEPPICHHAUS G. HOLLIGER & Co. A.-G. BERN

von Werdt-Passage / Neuengasse 39

empfiehlt sich für alle Artikel für feine Innendekoration  
Spezial-Abteilungen für Wolle, Jute, Kapok, Segeltücher etc. etc.

Aufmerksame und rasche Bedienung

IMPORT - EXPORT

## Werner & Pfleiderer

Cannstatter  
Misch-u. Knet-Maschinen  
Dampf-Backofen-Fabrik  
Cannstatt-Stuttgart



Komplette Einrichtungen für  
Lebensmittel und Chemie  
Patente in allen Ländern  
167 Höchste Auszeichnungen.



TEPPICHHAUS  
FORSTER & Co  
BERN · BUNDHAUS  
EFFINGERSTRASSE 1

## Confection Einhorn

Inhaber: L. Goldschmidt  
Luzern, Weggisgasse 32

Grösstes Spezialhaus für  
Damen-Bekleidung  
Eigene Fabrikation - Vorzugspreise



## Buchhandlung W. Schneider & Cie.

Telephon Nr. 204 ST. GALLEN St. Leonhardstr. 6

empfiehlt sich zur Lieferung von

Büchern u. Zeitschriften jeder Wissenschaft



Aufträge nach auswärts werden prompt ausgeführt

Kataloge gratis :-: Postscheck-Konto IX/488

# SPEZIALHAUS FÜR SPIELWAREN

VIELE UND SCHÖNE SCHWEIZER SPIELSACHEN  
SPIELE ZUR UNTERHALTUNG UND BESCHÄFTIGUNG  
BESONDERE PUPPEN-ABTEILUNG



**FRANZ CARL WEBER, ZÜRICH**  
BAHNHOFSTRASSE NR. 60 BAHNHOFSTRASSE NR. 6.

## REISEARTIKEL

Koffern, Taschen, Suitcases, Lederwaren sowie

Bergsport-Artikel



**K. v. Hoven, Bern**

Kramgasse 45 Sattlermeister Telefon 41.51



Neues Hotel

**Hirschen**

St. Gallen

Modernstes Haus  
a. Platz / Besitzer

**Carl Butz**

## BRIEGER & Co., ZÜRICH I

Telephon: Selnau 4013 / Friedensgasse 5 u. 7 / Telegr.: Briegerco

Trauerandenken in Glas und Celluloid

Andenken und Reklameartikel

# BASEL!

**Alte Bayrische Bierhalle  
ZUM FRANZISKANER**

Im Zentrum der Stadt. Treffpunkt d. Fremden  
und Einheimischen. Vorzügl. Küche. Mittag-  
tisch. Reichhaltige Speisekarte. Spezialitäten.  
Bier vom Fass.

Es empfiehlt sich **CARL MAYER, Restaurateur**

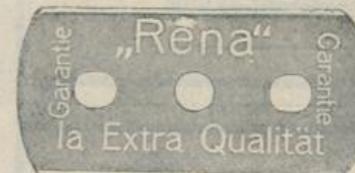
## Bier- u. Konzerthalle St. Clara Basel

Clarastraße 2 Inhaber: H. THÖNY-WÄLCHLI Clarastraße 2

**BASELS SCHÖNSTER RESTAURATIONS-GARTEN**

Täglich brillante Konzerte und Variété-Vorstellungen unter Leitung  
von C. BLONDEL. Zweimal pro Monat Programm- und Künstler-  
Personenwechsel. Reichhaltige Tageskarte — Mittag- und Nachtessen.

Prima Getränke



**Rasierklinge „RENA“**

Bester Gillette-Ersatz  
Sehr beliebt. Auch für  
stärkste Bärte vorzüglich.  
Dtzd. nur 3 Fr. (100 Stück  
21 Fr.) Hochfeine Rasier-  
apparate Fr. 6.75 u. 10.75

**M. Scholz** Stahlwaren- **Basel 2** Pillale: Stetten-Lörsch  
Versand (Baden). Prospekt gratis

## Spezialhaus für moderne Schuhwaren

**F. Fürst & Cie., H.-G., Bern, Spitalgasse Nr. 9**

**PAUL RÜCKMAR**  
ZÜRICH · ST. MORITZ

GRÖSSTES PELZ-  
SPEZIALHAUS  
IN DER SCHWEIZ

**DIE DEUTSCHEN INTERNIERTEN  
IN DER SCHWEIZ**

welche ihr Schuhwerk schnell, gut  
und billig besohlt haben wollen,  
senden dasselbe an die :: ::

**MECHANISCHE SCHUHSOHLEREI  
WERNER SELS**

ZÜRICH, ZÄHRINGERSTRASSE 18

Garantie für tadellose und solide Ausführung. Gutes Material.  
Sohlen und Fleck Fr. 8.50. Handarbeit etwas mehr. Der Besitzer  
ist z. Z. an der deutschen Front. Postsendungen Innerl. Tagesfrist  
retour. — Es empfiehlt sich u. bittet um geneigte Berücksichtigung  
**FRAU SELS / Internierte 10 Prozent Rabatt**

**BLUMEN - ARRANGEMENTS**

ALLER ARTEN FÜR FREUD UND LEID

BLÜHENDE UND BLATTPFLANZEN  
PALMEN SOWIE TRAUERKRÄNZE

ALLES IN REICHSTER AUSWAHL BEI  
PROMPTER, PREISWERTER BEDienung

**BLUMENKRÄMER · ZURICH**

TELEPHON 1479 - HOFLIEFERANT - BAHNHOFSTR. 38



*Garbaryk* Wäsche-  
Fabrik  
Zürich

Bahnhofstraße 69

Spezialgeschäft für feine Herren-  
wäsche und Herrenmode-Artikel

Internierten 5 Prozent Rabatt. < Auswahlsendungen  
auf Wunsch bei Referenzaufgabe bereitwilligst! <

**Elegante Herren-Konfektion**

Auswahlsendungen nach auswärts

**Herren = Maßschneiderei**  
ersten Ranges

Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf  
meine aufgedruckten Preise

**U. Steidle**  **Bern,** Christoffel-  
gasse Nr. 7



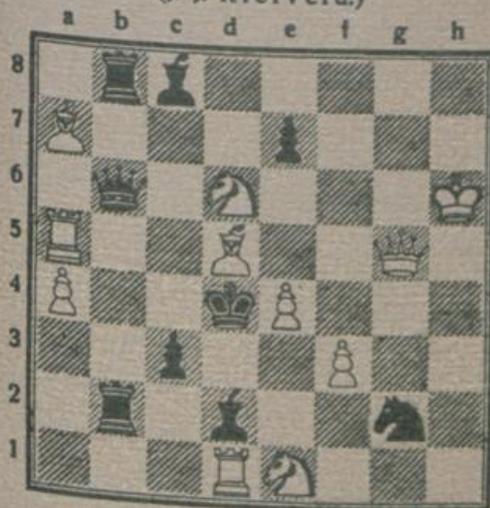
VERKAUFS-FILIALEN  
IN ALLEN GRÖßEREN  
SCHWEIZER STÄDTEN



# SCHACHECKE

## Aufgabe No. 47.

(J. J. Rietveld.)



Weiß

Weiß: K h6, D g5, T a5, T d1, L a7, L d5, S d6, S e1, Bauern a4, e4, f3 = 11 Steine.  
Schwarz: K d4, D b6, T b2, T b8, L c8, L d2, S g2, Bauern c3, e7 = 9 Steine.  
Matt in zwei Zügen.

Die Aufgabe erhielt im Zweizüger-Turnier des Niederländischen Schachbundes 1918 den 1. Preis.

### J. Kohtz †.

Eine Trauernachricht kam aus Köln, wo der bekannte Meister Johannes Kohtz ganz unerwartet am 5. Oktober gestorben ist, nachdem er kurz zuvor seinen 75. Geburtstag gefeiert hatte. Kohtz hat gemeinsam mit seinem Landsmann C. Kockelkorn viele wunderbare Probleme geschaffen, die weit über unsere Zeit hinaus richtunggebend wirken werden.

### Briefwechsel mit allen für alle.

Der Schachonkel dankt herzlichst für die vielen Weihnachts- und Neujahrsgrüsse, die ihm übersandt wurden und erwidert dieselben hiermit vielmals.

Die von Herrn Schachmeister Kagan zur Verfügung gestellten schachtheoretischen Broschüren (vgl. Hefte 101 und 102) gelangten zum Versand und kamen hoffentlich in den Besitz aller Interessenten.

### Lösungen.

Aufgabe No. 44 lösten richtig: Ltn. Holzappel, Ltn. Erler, Ragaz; M. Dischler, Bern; Ltn. Wistuba, Engelberg; Untffz. Bruns, Flüelen; O. Clemens, Disentis; Ltn. Hesse, Hergiswil; Ltn. Nebelung, Gersau; Untffz. Tilger, Davos; F. Leng, Davos; Wilh. Bickel, Stuttgart.

## Aufgabe No. 45 (Heft 103).

(V. Marin in Barcelona.)

Weiß: K g4, D h1, T f7, S c6 = 4 Steine.  
Schwarz: K c8, D a1, T c5, L c1, Bauern b5, b6, d6, e6, f4, g5 = 10 Steine.  
Matt in zwei Zügen.

1) Dh1—h6 widerlegt D a1—f6. Auch 1) S c6—a7+ ergibt nach K c8—d8 kein Matt im 2. Zuge, denn 2) Dh1—a8+: T c5—c8. Auf 1) S c6—d4 könnte folgen T c5—c7; 2) Dh1—h8+ kein Matt. Aber 1) S c6—e5! führt zum Ziel: a. T c5—c7; 2) T f7—f8 matt. b. d6×e5; 2) D h1—h8 matt. c. Da1×e5; Dh1—a8 matt.

Richtig gelöst von: Ltn. Holzappel, Ltn. Erler, Ragaz; M. Harz, Oberwaid; Untffz. Bruns, Flüelen; O. Clemens, Disentis; Ltn. Nebelung, Gersau; M. Dischler, Bern; Ltn. Hesse, Hergiswil; F. Leng, Davos; C. Müller, H. Rodi, Bern; Ltn. Wistuba, Engelberg; Vize-Wachtm. Vogel, Basel; Untffz. Tilger, Davos-Platz; Wilh. Bickel, Stuttgart.

## Aufgabe No. 46 (Heft 104).

(Dr. O. Blumenthal in Berlin.)

Weiß: K a1, T b2, T e2, L h1, S a5 = 5 Steine.  
Schwarz: K d1, T d8, L a8 = 3 Steine.  
Matt in drei Zügen.

Lösung: 1) T e2—h2! Drohung: matt durch 2) T b2—b1.  
a. 1) ..... T d8—b8.  
2) L h1—b7 je nachdem der L oder der T schlägt:  
3) T b2—b1 matt oder T h2—h1 matt.  
b. 1) ..... T d8—c8.  
2) L h1—c6 usw. wie unter a.  
c. 1) ..... K d1—e1  
2) L h1—d5 usw. wie unter a.

Richtig gelöst von: F. Leng, Davos; Ltn. Erler, Ragaz; O. Clemens, Disentis; Ltn. Nebelung, Gersau; M. Dischler, Bern; Ltn. Holzappel, Ragaz; Ltn. Wistuba, Engelberg; Untffz. Bruns, Flüelen; H. Vogel, Basel; C. Müller, Bern; Wilh. Bickel, Stuttgart.

Im Preislösen unserer im Diagramm wiedergegebenen Schachaufgaben — wobei 8 eingeschickte richtige Lösungen zum Bezug eines Schachbuches mit den Unterschriften von Schachmeistern berechtigen — erwarben Preise:

Ltn. Holzappel, Ragaz;  
Ltn. Wistuba, Engelberg;  
Untffz. Tilger, Davos-Platz;  
C. Müller, Bern.

Alle Zuschriften, Lösungen usw. wolle man frankiert an Hn. Plumhof, Davos-Platz, Villa Sophia, richten.



**Herren & Knaben Kleidung**  
**BURGER-KEHL & Co**

Basel \* Bern \* Genf \* Lausanne \* Luzern  
Neuenburg \* St. Gallen \* Winterthur \* Zürich  
Verlangen Sie unseren Frühjahrskatalog